



**Jahresbericht**

der

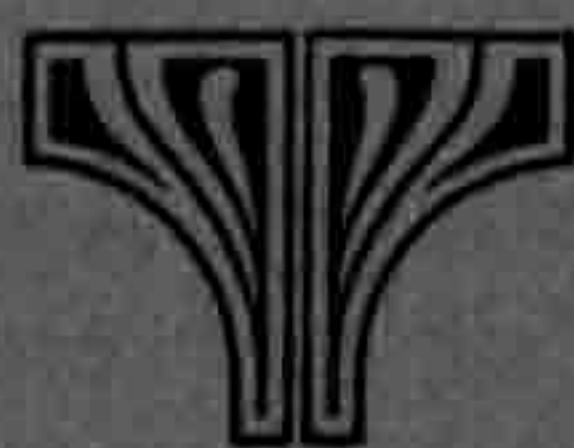
**Sektion Berlin**

des

**D. u. Oe. Alpenvereins**

für

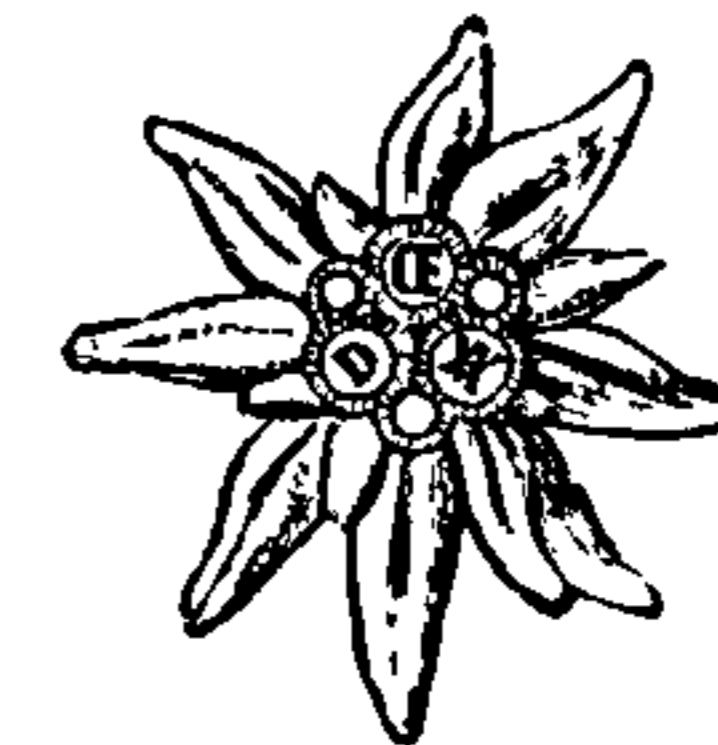
**1915**



*N. 21*



**Jahresbericht**  
der  
**Sektion Berlin**  
des  
**D. u. Oe. Alpenvereins**  
für  
**1915**



**Berlin**  
Druck von Mesch & Lichtenfeld  
SO. 26, Waldemarstr. 43

# Inhalt

---

	Seite
1. Vorstand . . . . .	5
2. Bericht des Vorsitzenden . . . . .	7
3. Rassenbericht . . . . .	16
4. Hüttenberichte . . . . .	23
5. Bergfahrtenbericht . . . . .	34
6. Büchereibericht . . . . .	34
7. Vorträge:	
Dr. Herzog: Neues aus den Hochgebirgen Boliviens . .	35
Leon Treptow: Dolomitenzauber 1. Wanderungen in den Sextener Dolomiten . . . . .	38
R. Krünert: Schiläufers Lehr- und Wandertage im Riesengebirge . . . . .	51
Dr. Bend: Bergfahrten in Australien . . . . .	64
Dr. Merz: Fahrten und Forschungen an den Hochseen der Ostalpen . . . . .	66
E. Hahn: Wanderungen durch das Riesengebirge und in der hohen Tatra . . . . .	69
R. Schiebold: a, Altes und Neues aus dem Bannkreise des Wilden Kaisers b, Tirols Grenzwatch an Italien . . . . .	80
Leon Treptow: Dolomitenzauber 2. In den Sextener Dolomiten . . . . .	87
Joh. Rehling: Winterfahrten in Norwegen . . . . .	91
8. Mitgliederverzeichnis . . . . .	96

---

## 1. Vorstand

Der Vorstand der Sektion besteht nach dem Beschlusse der Jahresversammlung vom 10. März 1915 aus folgenden Mitgliedern:

1. Dr. Holz, Präsident des Landeswasseramts, Vorsitzender,
2. Dr. Penck, Geheimer Regierungsrat, Universitäts-Professor, erster Stellvertreter des Vorsitzenden,
3. Dr. Bröckelmann, zweiter Stellvertreter des Vorsitzenden,
4. Berdenhoff, Kaufmann, Schriftführer,
5. Hauptner, Kommerzienrat, Stellvertreter des Schriftführers,
6. Weiße, Rentner, Schatzmeister,
7. Treptow, Schriftsteller, Verwalter der Sammlungen,
8. Röhn, Kaufmann,
9. Mazke, Rechnungsrat, } Hüttenwarte.
10. Grün, Zivilingenieur, }

### Beiräte:

1. Dr. Krollitz, Professor, Realschuldirektor,
2. Dr. Stirl, Sanitätsrat,
3. Erler, Hauptmann,
4. Tromm, Kaufmann,
5. Dr. Theel, Chemiker,
6. unbesetzt.

Außerdem gehören die Ehrenvorsitzenden Professor Dr. Julius Scholz und Staatsminister Dr. R. Sydow nach § 10 der Satzungen ständig dem Vorstand an.

---

## 2. Bericht des Vorsitzenden

Der Friedenswunsch, mit dem ich meinen Bericht in der vorigen Jahresversammlung schloß, ist nicht in Erfüllung gegangen.

Noch immer wütet der furchtbare Weltkrieg, der Europa in ein loderndes Flammenmeer verwandelt und jede Tätigkeit auf alpinem Gebiete lahm gelegt hat. Das zweite Kriegsjahr naht sich seinem Ende, aber trotz der gewaltigen Erfolge, die uns und unseren in treuer Waffenbrüderschaft mit uns kämpfenden Bundesgenossen auf allen Kriegsschauplätzen beschieden waren, ist wenig Hoffnung vorhanden, daß uns in absehbarer Zeit der Frieden beschert sein wird. Geben sich doch unsere Feinde, nachdem sie haben einsehen müssen, daß sie ihr Ziel, Deutschland und seinen ihnen so verhaßten Militarismus zu zerschmettern, im ehrlichen Kampfe mit den Waffen niemals erreichen werden, immer noch der Hoffnung hin, es werde ihnen gelingen, uns durch einen Erschöpfungskrieg finanziell und wirtschaftlich so zu schwächen, daß wir schließlich genötigt sein werden, zu einem Frieden die Hand zu bieten, der uns alles dessen berauben würde, worauf wir nach unseren ruhmreichen Waffentaten auf blutgetränkter Walfstatt berechtigten Anspruch haben. Daß diese Hoffnung trügerisch ist, davon sind wir wohl alle fest überzeugt, aber mit dem Gedanken, daß uns ein drittes Kriegsjahr nicht erspart und auch im kommenden Sommer unsere herrliche Alpenwelt so gut wie verschlossen bleiben wird, werden wir uns schweren Herzens vertraut machen müssen.

Daß eine Zeit, wie die jüngst verfllossene, der Entwicklung unserer Sektion nicht gerade förderlich sein konnte, liegt auf der

Hand. Einem Vereine beizutreten, dessen satzungsmäßiger Zweck es ist, „die Kenntnis der Alpen im allgemeinen zu erweitern und zu verbreiten und die Bereisung der Alpen Deutschlands und Oesterreichs zu erleichtern“ besteht naturgemäß wenig Neigung in einer Zeit, in der der Besuch der Alpen mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft, wenn nicht überhaupt unmöglich ist. Der Zugang an neuen Mitgliedern betrug denn auch im Berichtsjahr, einschließlich eines wieder eingetretenen früheren Mitglieds, nur 11 gegen 131, 128, 188, 179 in den vier Vorjahren. Andererseits haben wir den Verlust von 25 Mitgliedern zu beklagen, die auf dem Felde der Ehre im Kampfe für Kaiser und Reich gefallen sind, und von den ausgetretenen Mitgliedern haben nicht wenige ihren Austritt ausdrücklich damit begründet, daß die Verhältnisse ihnen nicht gestatteten, die Mitgliedschaft während des Krieges beizubehalten. Besonders bedauerlich ist es, daß anscheinend aus demselben Grunde auch eine Anzahl von Mitgliedern sich zum Austritt entschlossen hat, die schon lange Jahre der Sektion angehört haben.

Unsere Hütten, die, soweit sie nicht im Kriegsgebiete selbst belegen sind (Ortler-Hochjochhütte und Tuckettpaßhütte), doch in das militärische Operationsgebiet einbezogen sind (Berliner Hütte, Furttschaglhaus, Olperer- und Rifflerhütte), hatten infolgedessen, abgesehen von den allerdings sehr zahlreichen Teilnehmern an den militärischen Schikursen auf der Berliner Hütte (vgl. den Bericht des Hüttenwarts Otto Röhn), keinerlei Besuch aufzuweisen. Unsere stolze Ortler-Hochjochhütte ist im Juli 1915, wahrscheinlich infolge Brandstiftung durch Feindes Hand, bis auf die Umfassungsmauern niedergebrannt (vgl. den Bericht des Hüttenwarts Macke). Dieser Verlust trifft uns um so empfindlicher, als erst im Jahre vorher unsere Habachhütte der Wut der Elemente zum Opfer gefallen war, so daß wir innerhalb des kurzen Zeitraums von zwei Jahren die Einbuße von zwei wertvollen Hütten zu beklagen hatten.

Ein Führerkursus konnte nicht abgehalten werden, da der größte Teil der Führer zum Heeresdienst eingezogen ist, während der im Vorjahr am 28. März von unserem Vorstandsmitglied Grün in Vertretung des im Felde stehenden Führerreferenten

Dr. Bröckelmann abgehaltene Führertag sich noch der Teilnahme von 28 Führern erfreut hatte.

Von irgend welchen festlichen Veranstaltungen ist selbstverständlich gänzlich Abstand genommen worden. Auch von der Feier des jährlichen Liebesmahls des Vorstandes und der Jubilare haben wir, den Zeitverhältnissen Rechnung tragend, abgesehen. Der Ausfall des sogen. „Renommierabends“ im September ergab sich von selbst aus dem Umstande, daß Hochturen im Sommer v. J. so gut wie garnicht ausgeführt werden konnten (vergl. den Bergfahrtenbericht auf S. 34).

Unter diesen Umständen bestand unsere Tätigkeit im wesentlichen in der Erledigung der laufenden Verwaltungsgeschäfte und in der Veranstaltung der monatlichen Sektionsitzungen und der üblichen Sektionsausflüge, auf deren regelmäßige Fortführung wir, wie im Vorjahre, besonderen Wert legen zu sollen glaubten, um die Beziehungen der Mitglieder unter einander und zur Sektion nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten. Der zahlreiche Besuch der Vorträge und die rege Beteiligung an den Ausflügen hat denn auch bewiesen, daß wir damit durchaus im Sinne unserer Mitglieder gehandelt haben. Hiernach kann sich der vorliegende Bericht auf die nachfolgenden Mitteilungen aus dem Vereinsleben beschränken.

In der Jahresversammlung am 12. März v. J. wurde der bisherige Vorstand durch Zurfur wieder gewählt und die durch die Satzungsänderung 1914 geschaffene neue Stelle eines sechzehnten Vorstandsmitglieds mit Herrn Dr. Theel, dem Sohne unseres ehemaligen verdienstvollen Schatzmeisters, besetzt. Leider hat der Tod im Berichtsjahr auch den Vorstand nicht verschont. Am 31. Dezember 1915 verschied nach längerem Leiden der Kammergerichtsrat Dr. Hammer. Er hat 20 Jahre der Sektion angehört und war im Sommer 1914 nach dem Ausscheiden des Senatspräsidenten Juliusberg in den Vorstand eingetreten. Dort erfreute er sich allgemeiner Hochschätzung und nahm an den Vorstandsgeschäften den regsten Anteil. Seine stets bereitwilligst geleistete Mitarbeit werden wir noch lange schmerzlich vermissen.

Die Verteilung der Geschäfte im Vorstand ist, auch soweit sie sich nicht ohne weiteres aus der Besetzung der einzelnen Vor-

standsämter ergibt, dieselbe geblieben wie im Vorjahre. Die Schriftleitung der „Mitteilungen“ lag wieder in den bewährten Händen des Herrn Kommerzienrats Hauptner, der sich keine Mühe verdrießen läßt, den Inhalt unseres „Blättchens“ von Jahr zu Jahr anregender zu gestalten, dessen Pläne in dieser Richtung aber erst nach dem Kriege voll zur Entfaltung gelangen werden. Besondere Schwierigkeiten verursachte die vom Oberkommando angeordnete Zensur, der wir uns unterwerfen mußten, wollten wir nicht auf den Abdruck der vielen interessanten Mitteilungen „unserer Mitglieder in Kriegsdiensten“ und auf manchen das Kriegsgebiet berührenden Vortrag verzichten. Herr Hauptner hat es aber mit großem Geschick verstanden, auch diese Schwierigkeiten zu überwinden. Die Verwaltung der Hütten war so geordnet, daß Herr Köhn die Obhut über die Berliner Hütte, das Furttschaglhauß und die Zuckertpaßhütte oblag, Herrn Grün die Olperer- und Rifflerhütte unterstand und Herr Macke für die Unversehrtheit der Ortler-Hochjochhütte zu sorgen hatte. Wenn ihm die Erfüllung dieser Aufgabe durch den räuberischen Ueberfall unserer ehemaligen „Bundesgenossen“ unmöglich gemacht wurde, so wird ihm um deswillen niemand die Befähigung zum Hüttenwart absprechen. Hoffen wir, daß er recht bald Gelegenheit erhält, durch den Wiederaufbau der Hütte erneut seinen Befähigungsnachweis für die Bekleidung des nun schon so lange Jahre von ihm verwalteten Amtes zu erbringen.

Der Mitgliederbestand betrug am 1. Januar 1915 3284. Davon sind uns, einschließlich der auf dem Felde der Ehre gefallenen 25 Mitglieder, 80 durch den Tod entrisen, nämlich:

Kaufmann M. Bleistein (08), Sanitätsrat Dr. W. Blumenfeld (96), Oberlehrer Dr. Böckemann\* (07), Rentner Dr. F. Brasch (96), Hauptmann Buchholz\* (11), Regierungsassessor Dr. v. Caprivi\* (14), Geh. Justizrat Clauswitz (86), Bankier P. Dammeier (81), Rittergutsbesitzer G. Dotti (92), Cand. phil. H. Ehrenbaum\* (12), Geh. Justizrat Friedr. Ernst (85), Geh. Kommerzienrat Fromberg (94), Stadtsekretär Gaulke (91), Wirkl. Geh. Rat Dr. Gauß (92), Bankier R. George (91), Bankier M. Gutmann (90), Zahnarzt R. Hahn\* (11), Kammergerichtsrat Dr. D. Hammer (96), Geh. Regierungsrat R. Hammer

(75), Professor Dr. A. Heidemann (03), Wirkl. Geh. Rat D. Hellwig (91), Oberlehrer Dr. B. Hennig\* (13), Gerichtsassessor Ernst Hirschfeld\* (12), Amtsgerichtsrat Dr. Hoffmeister (98), Cand. phil. Horstmann\* (13), Wirkl. Legationsrat Dr. v. Jacobs (07), Ober-Kriegsgerichtsrat Raehrn (01), Landgerichtsdirektor Dr. Karsten (98), Generalkonsul Heinr. Reibel (82), Kursmakler R. Reil (94), Oberlehrer Rinne\* (11), Rentner Dr. Ripp (95), Wirkl. Geh. Legationsrat R. Riehm (98), Geh. Hofrat M. Kraft (10), Kaufmann Runze\* (06), Rechnungsrat Rurzhalf\* (08), Brauereidirektor J. Lehmann (04), Kaufmann Leßhafft (02), Fabrikbesitzer L. Lewy (08), Rechtsanwalt Dr. L. Lichtenstein\* (14), Kaufmann Gg. Lindau (99), Fabrikant Mäzke (13), Rechtsanwalt Mahnke (98), Kaufmann Michalowsky (11), Bankvorsteher Moßmann\* (09), Professor Heinrich Müller (93), Fabrikbesitzer Nachod (00), Major D. Neumann\* (03), Chemiker Dr. J. Neustadt\* (14), Magistratsassessor Dr. Paasche\* (06), Fabrikant H. H. Pariser\* (11), Sanitätsrat Dr. F. Paul (90), Dr. A. W. Pinner\* (12), Direktor Poppe (12), Amtsgerichtsrat a. D. Pottlich (82), Generalmajor z. D. Rafalsky (91), Professor Raschdorff (92), Landgerichtsrat W. Reßlaff (06), Dr. Rothmann (02), Syndikus Dr. Sandstein\* (94), Amtsrichter Dr. Schaller (14), Regierungsassessor B. Schering (03), Landesbeamter Dr. Ostf. Schneider (97), Kaufmann Alb. Schulze (96), Lehrer Schwarze\* (13), Oberlehrer Dr. Schwarzlose\* (05), Justizrat Dr. Siméon\* (03), Kaufmann Staebe (03), Fabrikbesitzer Stolz (04), Rechtsanwalt Story\* (07), Major C. Strauß\* (03), Kaufmann Stübbe (90), Rechtsanwalt Thurm (07), Geh. Sanitätsrat Dr. Fel. Unger (00), Kaufmann E. Urban (97), Fabrikbesitzer W. Voigt (98), Cand. jur. Wiczorek\* (13), Rittergutsbesitzer Wollank (06), Amtsgerichtsrat G. Wolter (01), Kaufmann Wulff (04).

Von den Verstorbenen sind zehn 25 Jahre und länger, davon vier über 30 Jahre Mitglieder der Sektion gewesen und einer von ihnen, Geheimer Regierungsrat R. Hammer, hatte der Sektion sogar 40 Jahre angehört.

\* Im Felde gefallen.

Einschließlich der 80 verstorbenen sind 151 Mitglieder aus der Sektion ausgeschlossen. Da der Zugang sich, wie oben erwähnt, nur auf 11 Mitglieder beläuft, hat sich die Gesamtzahl der Mitglieder um 140 auf 3144 vermindert, ein Ergebnis, das bei Berücksichtigung des Umstandes, daß das ganze Berichtsjahr in die Kriegszeit fällt, gegen nur fünf Kriegsmomente im Jahre 1914, das eine Abnahme der Mitgliederzahl um 60 aufwies, immer noch als verhältnismäßig günstig bezeichnet werden kann.

40 Mitglieder haben mit dem Jahre 1915 ihre 25 jährige Zugehörigkeit zur Sektion vollendet und demgemäß das von der Sektion gestiftete Erinnerungszeichen erhalten, nämlich die Herren:

Senatspräsident R. Altsmann, Fabrikbesitzer Carl Bechstein, Kommerzienrat Emil Beringer, Geh. Sanitätsrat Dr. Paul Bernheim, Geh. Hofrat Fritz Brandt, Kaufmann Ludwig Bruck, Justizrat Isidor Cohn, Fabrikbesitzer Paul Dittmann, Hofmusikalienhändler Hermann Erler, Professor Dr. Hermann Groth, Professor Dr. Martin Hahn, Dr. Robert Hallgarten, Landgerichtspräsident Geh. Oberjustizrat Richard Hedemann, Justizrat Ernst Heinek, Kammergerichtsrat Dr. Paul Hirsch, Geh. Sanitätsrat Dr. Johannes Hofmeier, Regierungsrat Dr. Otto Houffelle, Landgerichtspräsident Dr. Huth, Justizrat Max Koch, Kaufmann Otto Köhn, Hofzimmermeister Albert Krause, Paul Krone, Fabrikbesitzer Max Krüger, Fabrikbesitzer Dr. Siegbert Lachmann, Justizrat Dr. Felix Landau, Kaufmann Karl Lengnick, Dr. Heinrich Levin, Sanitätsrat Dr. Benno Lewy, Amtsgerichtsrat a. D. Dr. Paul Liepmann, Hofzahnarzt Rudolf Lütke, Professor Paul Müller, Justizrat Paul Raske, Lehrer Adolf Rebhuhn, Fabrikbesitzer Dr. Otto Salomon, Chemiker Dr. Richard Schulke, Geh. Sanitätsrat Dr. D. Schwabach, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Eduard Seler, Professor Dr. Leopold Spiegel, Architekt Ludwig Urban, Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann.

Außerdem konnte den Herren Magistratsbaurat Otto Berger, Landgerichtsdirektor Harry Doench, Apotheker G. Hülsberg und Landgerichtsrat Alexander Roeder, die 25 Jahre teils der Sektion

Berlin, teils anderen Sektionen angehört haben, auf ihren Antrag das Vereins-Ehrenzeichen für 25 jährige Zugehörigkeit zum Gesamtverein verliehen werden.

Von unseren Mitgliedern stehen nach den uns bisher zugegangenen Mitteilungen über 400, darunter fünf Vorstandsmitglieder, in Kriegsdiensten. Namen und militärische Stellung dieser Mitglieder haben wir in unseren „Mitteilungen“ bekannt gegeben. Von ihnen sind 10 mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet worden, nämlich Professor Dr. A. Goldscheider, Hauptmann Heidenhain, Major Max Hellwig, Hauptmann Paul Hellwig, Regierungsbaumeister Erich Köhn, Hauptmann la Quiante, Generalmajor Wilhelm Meckel, Oberstleutnant August Mitsche, Hauptmann Walter v. Reichenau und Bankinspektor Stämmeler. 110 Mitglieder haben das Eisene Kreuz zweiter Klasse und eine Anzahl weiterer Mitglieder sonstige Kriegsf-decorationen erworben. Hinsichtlich ihrer verweisen wir auf die Bekanntgabe in den „Mitteilungen“. Unserem Ehrenvorsitzenden Staatsminister Dr. Sydow wurde das Eisene Kreuz am weiß-schwarzen Bande verliehen. Die gleiche Auszeichnung erhielten: Geheimer Oberposttrat W. Jacobs, Geheimer Medizinalrat Dr. A. Leppmann, Geheimer Medizinalrat Dr. P. Silzer, Professor Dr. P. Straßmann.

Es wurden 11 Vorstandssitzungen und neun Sektionsversammlungen, einschl. der Jahresversammlung, abgehalten. Dagegen mußte auf die Veranstaltung geselliger Zusammenkünfte neben den Sektionssitzungen verzichtet werden, weil, je länger der Krieg dauert, die Lösung der Vortragsfrage immer schwieriger wird. Um aber die Damen unserer Mitglieder, denen die geselligen Abende in erster Linie gewidmet waren, für deren Ausfall zu entschädigen, ist ihnen die Teilnahme an 4 Sektionssitzungen freigestellt worden, wovon sie in erfreulich großer Zahl Gebrauch gemacht haben. Von den 9 Vorträgen behandelten fünf die Ostalpen, je einer schilderte Schneeschuhturen in unserem heimischen Riesengebirge und in Norwegen, einer führte uns in die Hochgebirge von Bolivien und einer gar nach Australien, das bis dahin in unserer Sektion noch keinen Schilderer gefunden hatte. Unserem zweiten Vorsitzenden, Herrn Geheimrat Pender, war es vorbehalten, uns auch



mit diesem entlegenen Erdteil bekannt zu machen, nachdem er von seinem mehrmonatigen unfreiwilligen Aufenthalt in London glücklich zurückgekehrt war.

Die von unseren bewährten „Führern“ Butkut, Schmalbruch und Tromm in üblicher Weise veranstalteten Ausflüge führten am 14. Februar nach Potsdam—Telegrafenberg, Kleiner Rabensberg, Lindensfenn—Saugarten—Caput—Wildpark, am 9. Mai nach Erkner—Altbuchhorst—Woltersdorfer Schleuse, am 13. Juni nach Biesenthal—Werbellinsee und am 10. Oktober nach Falkenberg—Alt-Gersdorf—Eberswalde.

Ueber die Finanzlage der Sektion gibt der Rassenbericht nähere Auskunft. Danach hat sich das Vereinsvermögen von 405196 Mk. auf 386417 Mk., also um 18779 Mk. vermindert. Diese Verminderung hat ihren Grund lediglich in den Abschreibungen auf unseren Hüttenbesitz, von denen allein 8250 Mk d. s. 50 v. H. des Buchwerts, auf die Ortler-Hochjochhütte entfallen. Es ist erwogen worden, ob nicht der ganze Buchwert dieser Hütte abzuschreiben sein möchte. Da aber nach den uns zugekommenen Nachrichten die Umfassungsmauern noch vorhanden sind und diese für den Fall der Wiederherstellung der Hütte einen erheblichen Wert darstellen, glaubte der Vorstand, sich einstweilen mit der Abschreibung der Hälfte des Buchwerts begnügen zu können.

Die Einnahmen sind im Jahre 1915 infolge des durch den Krieg hervorgerufenen fast gänzlichen Ausfalls der Hütteneträge und der auf denselben Umstand zurückzuführenden Verminderung der Mitgliedsbeiträge und Eintrittsgelder, wie nicht anders zu erwarten war, wiederum erheblich gesunken. Sie betragen nur 46433 Mk. gegen 56951 Mk. im Jahre 1914. Da indes auch die laufenden Ausgaben eine entsprechende Verminderung erfahren haben, ergab sich immer noch ein Ueberschuß von 9838 Mk., der zur Deckung des größten Teiles unserer Bankschuld verwendet werden konnte. Diese erscheint deshalb in der Rechnung nur noch mit dem Betrage von 2011 Mk., dem ein Barbestand von 742 Mk. und ein Besitz an Wertpapieren mit einem dem Ankaufskurs entsprechenden Buchwerte von 95736 Mk. gegenübersteht.

Die Sektion verfügt also immer noch über recht erhebliche, im Bedarfsfalle jederzeit flüssig zu machende Mittel, die es uns, gestützt auf die auch in schweren Zeiten bewährte Anhänglichkeit unserer Mitglieder, ermöglichen werden, nach Beendigung des Krieges die Kräfte, die so lange brach gelegen haben, wieder in die Dienste der alpinen Sache zu stellen und die Sektion nach Heilung der Wunden, die das blutige Völkerringen geschlagen hat, einer neuen Blüte zuzuführen.

Berlin, im März 1916

Dr. Holz  
Vorsitzender

---

### 3. Kassen- Jahres- am 31. Dez

	M	Ⓜ	M	Ⓜ	M	Ⓜ
Bestand am 31. Dezember 1914 . . . . .					1390	44
<b>Einnahme:</b>						
<b>a) laufende:</b>						
1. Eintrittsgelder . . . . .	168	—				
2. Beiträge . . . . .	39380	85				
3. Zinsen . . . . .	3801	69				
4. Hüttenerträge . . . . .	1388	18				
5. Vereinszeichen und anderes . . . . .	174	78	44913	50		
<b>b) besondere:</b>						
6. Geschenke und Sammlungen . . . . .			1519	85	46433	35
7. Darlehn von der Kur- und Neumärkischen Ritterschaftlichen Darlehnskasse . . . . .					2011	20
					49834	99

Berlin, den 29. Januar 1916.

E. Weiße, Schatzmeister.

### bericht rechnung 3ember 1915.

	M	Ⓜ	M	Ⓜ	M	Ⓜ
<b>Ausgabe:</b>						
<b>a) laufende:</b>						
1. Beiträge an den Hauptauschuß . . . . .	20876	—				
2. Verwaltung . . . . .	7558	19				
3. Porto . . . . .	1223	23				
4. Vereinschriften . . . . .	2152	05				
5. Hüttenverwaltung . . . . .	915	68				
6. Hüttenbetriebskosten . . . . .	436	27				
7. Steuern und Lasten . . . . .	848	99				
8. Verschiedenes . . . . .	1262	40				
9. Feuerversicherung . . . . .	92	44	35365	25		
<b>b) besondere:</b>						
10. Wegbau . . . . .	69	48				
11. Unterstützungen . . . . .	1010	30				
12. Beihilfe für vaterländische Zwecke . . . . .	150	—	1229	78	36595	03
<b>c) für das Vereinsvermögen:</b>						
13. Bibliothek . . . . .	557	95				
14. Berliner Hütte . . . . .	6	80				
15. Furtshaghaus . . . . .	9	12				
16. Olpererhütte . . . . .	21	60				
17. Rifflerhütte . . . . .	64	60				
18. Suckethagshütte . . . . .	11	86			671	93
19. Rückzahlung der Bankschuld an die Kur- und Neumärk. Rittersch.-Darlehnskasse . . . . .					11606	—
<b>d) Bestand am 31. Dezember 1915:</b>						
20. Guthaben auf Postscheckkonto . . . . .	219	17				
21. Barer Bestand . . . . .	742	86			962	03
					49834	99

Geprüft und richtig befunden.

Berlin, den 29. Januar 1916.

Paul Stürdow.

Gustav Bild.

Hans Meyer.

Siehe Jahresrechnung.

### Vereins- am 31. De-

#### Aktiva.

	M		Abshreib. für 1915		M		M	
	₰	—	₰	₰	₰	₰	₰	₰
1. Berliner Hütte:								
a) Gebäude . . . . .	190000	—	4000	—	186000	—		
b) Grundstück . . . . .					11500	—		
c) Inventar . . . . .	20000	—	2000	—				
Neuanschaffungen . . . . .	6 80	—	6 80	—	18000	—	215500	—
2. Furttschaglhaus:								
a) Gebäude . . . . .	16300	—	1300	—	15000	—		
b) Grundstück . . . . .					250	—		
c) Inventar . . . . .	3000	—	300	—				
Neuanschaffungen . . . . .	9 12	—	9 12	—	2700	—	17950	—
3. Ortler-Hochjochhütte:								
a) Gebäude . . . . .	16500	—	8250	—	8250	—		
b) Inventar . . . . .	100	—	100	—	—	—	8250	—
4. Olspererhütte:								
a) Gebäude . . . . .	4000	—			4000	—		
b) Inventar . . . . .	1	—						
Neuanschaffungen . . . . .	21 60	—	21 60	—	1	—	4001	—
5. Rifflerhütte:								
a) Gebäude . . . . .	4000	—			4000	—		
Ausbesserungen . . . . .	64 60	—	64 60	—				
b) Inventar . . . . .	1	—			1	—	4001	—
6. Tuckettpahhütte:								
a) Gebäude . . . . .	23000	—	2000	—	21000	—		
b) Inventar . . . . .	5800	—	600	—				
Neuanschaffungen . . . . .	11 86	—	11 86	—	5200	—	26200	—
<b>Uebertrag</b>					<b>18663 98</b>		<b>275902</b>	

### Vermögen zember 1915.

#### Passiva.

	M		M		M	
	₰	₰	₰	₰	₰	₰
1. Rautions-Konto (Pacht Schwarzensteinalpe) .					255	—
2. Bankschuld . . . . .					2011	20
3. Vereins-Vermögen, Vortrag aus 1915 . . . . .			389130	47		
D. Schmid'sches Vermächtnis . . . . .			3000	—		
			<b>392130</b>	<b>47</b>		
<b>Ergebnis 1915:</b>						
Einnahme a + b . . . . .	46433	35				
abz. Ausgabe a + b . . . . .	36595	03				
<b>Ueberschuß</b>	<b>9838</b>	<b>32</b>				
<b>Abreibungen:</b>						
a) Ortler-Hochjochhütte . . . . .	8350	—				
b) sonstige . . . . .	10671	93				
	<b>19021</b>	<b>93</b>				
<b>Hiervon gedeckt:</b>						
a) obiger Ueberschuß . . . . .	9838,32					
b) Auflösung der Festreserve, siehe Jahresrechnung 1914 . . . . .	1204,70					
	<b>11043</b>	<b>02</b>				
<b>Fehlbetrag</b>					<b>7978 91</b>	<b>384151 56</b>
<b>Uebertrag</b>						<b>386417 76</b>

**Aktiva.**

	M		S		M		S	
Uebertrag			18663	98			275902	—
7. Hütte am Schwarzsee . . . . .							1	—
8. Habachhütte, Grundstück:							1	—
9. Bibliothek . . . . .	13400	—						
Neuanschaffungen . . . . .	557	95	357	95			13600	—
			<u>19021 93</u>					
10. Dekorationen . . . . .							1	—
11. Kaution (f. f. Postkasse Innsbruck)							214	73
12. Effekten-Konto:								
96000 Preuß. 3 1/2% Konsols 85,40%	81984	—						
6000 Preuß. 4% Schaßanweisungen rückz. 1916. 99%	5940	—						
8000 Preuß. 4% Schaßanweisungen rückz. 1917. 97,65%	7812	—					95736	—
13. Guthaben auf Postcheckkonto . .							219	17
14. Barer Bestand . . . . .							742	86
							<u>386417</u>	<u>76</u>

Berlin, den 29. Januar 1916.

E. Weiße, Schatzmeister.

**Passiva.**

	M		S		M		S	
Uebertrag							386417	76
							<u>386417</u>	<u>76</u>

Geprüft und richtig befunden.

Berlin, den 29. Januar 1916.

Paul Stürickow.      Gustav Bild.      Hans Meyer.

### Zusammenstellung der bisherigen Abschreibungen auf die Hütten

	bisher ver- ausgab		Abschrei- bung bis 31.12.1915		Buchwert am 31.12.1915	
	M	h	M	h	M	h
Seit 1893. Berliner Hütte						
Gebäude . . . . .	217578	—	31578	—	186000	—
Inventar . . . . .	44566	—	26566	—	18000	—
Seit 1893. Furtshaglhaus						
Gebäude . . . . .	27342	—	12324	—	15000	—
Inventar . . . . .	7799	—	5099	—	2700	—
Seit 1902. Ortler-Hochjochhütte						
Gebäude . . . . .	30000	—	21750	—	8250	—
Inventar . . . . .	2381	—	2381	—	—	—
Seit 1902. Olspererhütte						
Gebäude . . . . .	7001	—	3001	—	4000	—
Inventar . . . . .	748	—	747	—	1	—
Seit 1902. Rifflerhütte						
Gebäude . . . . .	6688	—	2688	—	4000	—
Inventar . . . . .	635	—	634	—	1	—
Seit 1909. Tuckettpaßhütte						
Gebäude . . . . .	31290	—	10290	—	21000	—
Inventar . . . . .	9378	—	4178	—	5200	—
Seit 1899. Habachhütte						
Gebäude . . . . .	17689	—	17689	—	—	—
Inventar . . . . .	3365	—	3365	—	—	—
Grundstück . . . . .	150	—	149	—	1	—
Insgesamt	406610	—	142457	—	264153	—

Berlin, den 30. Januar 1916.

E. Weiße, Schatzmeister

## 4. Hüttenberichte 1915

### a) Berliner Hütte, Furtshaglhaus und Tuckettpaßhütte

Wer hätte vor Jahren, als er im Gebirge und auf Hütten weilte, sagen können, es tritt eine Zeit ein, in der kein Tourist diese Hütten besuchen würde.

Wohl nur wenige haben daran gedacht, daß unser „treuer Bundesgenosse,“ der welsche Freund, diesen Zustand heraufbeschwören könnte; aber er hat es vollbracht, und der Lohn dafür wird nicht ausbleiben!

Nur einige Personen suchten unsere herrlichen Berge und die Hütten, welche nicht im Kriegsgebiet liegen, auf. Der andere Teil der Hütten durfte nur mit besonderer Genehmigung des Landesverteidigungskommandos in Innsbruck besucht werden.

Diese Erlaubnis erbat ich mir und ging Mitte Juni zum ersten Mal auf die Berliner Hütte und zum Furtshaglhaus. Beide Hütten fand ich noch in bester Ordnung, so daß ich beruhigt den Heimweg antreten konnte. Nur in Zell am Ziller sah es schon etwas kriegerisch aus; alle Standschützen aus den umliegenden Tälern und Ortschaften waren einberufen und hielten Kriegübungen ab. Ende September fuhr ich zum zweiten Mal in das Zillertal und stieg zu den Hütten auf. Der nachstehende Bericht, den ich in Nr. 144 der „Mittellungen“ (November 1915) veröffentlichte, gibt über das Weitere Aufschluß.

### Schneeschuh-Kurse auf der Berliner Hütte

Von unserem Hüttenwart, Herrn Grün, erhielten wir Anfang September die Nachricht, daß die Berliner Hütte mit Militär zum Schneeschuhkurs belegt sei.

Am 30. August trafen Mannschaften im Zillertal ein, um zur Hütte aufzusteigen. Herr Grün, der sich zur Zeit in Ginzling in seinem Heim befand, hatte die Liebeshwürdigkeit, mit dem ersten Trupp zur Hütte zu gehen und die erforderlichen Anordnungen zu treffen.

Um mir selbst von den Verhältnissen auf der Hütte einen Einblick zu verschaffen, beschloß ich, ins Zillertal zu fahren und die Hütte zu besuchen. Bemerken will ich, daß das Zillertal südlich von Mayrhofen an Kriegszone war und ohne besondere Erlaubnis vom Landesverteidigungskommando in Innsbruck, nicht betreten werden durfte.

Ich fuhr am 22. September nach Innsbruck, um mir den erforderlichen Ausweis zu besorgen. Gegen Mittag traf ich dort ein, hörte, daß das Landesverteidigungskommando am selben Morgen nach Bozen übergesiedelt sei und daß nun das hier befindliche Militärkommando die erforderliche Erlaubnis erteilt. Ich ging zum Kommando, suchte mir einen der Offiziere, die mit dieser Sache betraut waren, auf und erbat, nachdem ich Pässe und Empfehlungsschreiben vorgelegt hatte, die Genehmigung zum Eintritt in das Zillertal. Der Herr nahm eine große Karte, breitete sie aus, zeigte mir auf ihr einen blauen Strich mit der Bemerkung, daß alles, was südlich von diesem liegt, Kriegsgebiet sei und nicht von Zivilisten betreten werden dürfe; er sei also nicht in der Lage, mir, selbst als Hüttenwart, die Erlaubnis zu erteilen. Hiermit konnte ich mich nicht einverstanden erklären und sagte dem Herrn, daß ich mich dann an eine höhere Behörde wenden müsse.

Auf der Hütte habe ich später erfahren, daß diese Verordnung aufgehoben und das Zillertal nicht mehr in die Kriegszone einbegriffen sei.

Ich wurde nun von dem Herrn zu einem anderen Kameraden gewiesen, der das besondere Referat für Fälle wie der meinige bearbeitete. Nach einigen Stunden sprach ich bei diesem vor, wurde freundlich empfangen und bekam den Bescheid, daß ich auf jeden Fall als Hüttenwart die Erlaubnis erhalten würde; aber weil er diese selbst nicht erteilen könne, sondern sie vom Landesverteidigungskommando in Bozen einholen müsse, sei der Empfang erst am anderen Tage möglich. Er versprach mir, das Weitere zu besorgen, und zwar sollte ich mir am anderen Nachmittage das Schriftstück abholen. Ich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und warten.

Am nächsten Tage erhielt ich nach zweitägigem Zeitverlust meinen Schein.

Ich fuhr nun mit allen erforderlichen Ausweisen ins Zillertal. In Mayrhofen angekommen, blieb ich einige Stunden: dort

fand ich beim Gastwirt Moigg schon ein Lebensmittellager mit den für die Beförderung bestimmten Mannschaften und den Offizier vom Plaze vor.

Mannschaften von der Verpflegungskolonie wogen für die Tragtiere die für jedes Tier zu bewältigenden Lasten, die 80—85 Kilo als höchstes Gewicht betragen dürfen, ab, und verpackten die erforderlichen Nahrungsmittel in Körbe oder Säcke; diese wurden, wenn sie besondere nicht für die Allgemeinheit bestimmte Sachen enthielten, mit einem Bleiverschluß versehen. Von der Sammelstelle Mayrhofen gehen die Nachschübe zuerst bis nach Roßhag, wo sich auch ein Kommando von einigen zwanzig Mann zur weiteren Beförderung nach der Hütte aufhält.

Zur bestimmten Stunde wird früh morgens in Mayrhofen aufgebrochen, in Roßhag werden die Tiere gewechselt und nachmittags finden sich die kleinen und fast durchweg jungen Tragtiere mit ihren Begleitern auf der Hütte ein, entledigten sich ihrer Last, weiden dann zum Teil die noch spärlich vorhandenen Grasshalme ab und verschwinden in alter Gewohnheit einzeln hintereinanderfolgend nach unten. 6 bis 8 Tiere sind für die Beförderung der Mundvorräte täglich für jede Station notwendig. Im ganzen hatten sich 56 Pferde in die Arbeit des Nachschubes für die Truppen zu teilen. Die Arbeitstruppen sind durchweg aus österreichisch-ungarischen Regimentern für den Dienst zusammengesezt; man hört alle möglichen Mundarten von Tschechen, Kroaten, Ruthenen, Ungarn, Bosniern u. s. w., nur ein Seil von ihnen versteht sich untereinander, und diese halten dann auch überall zusammen.

In Roßhag herrschte infolge der Truppenübungen reges Leben; etwa 30 Mann sind hier untergebracht, Urlauber von der Hütte wandern durch. Neue Uebungstruppen ziehen hinauf. Oft bleiben Offiziere und Mannschaften, die den Aufstieg von Mayrhofen zur Berliner Hütte nicht in einem Tage ausführen können oder wollen, über Nacht. Unsere brave Wirtin und ihre Töchter haben alle Hände voll zu tun, um den tapferen Kriegern das Beste zu bieten.

Nachdem ich eine Nacht in Roßhag zugebracht und auch mit unserer Wirtin das Nötige besprochen hatte, stieg ich zur Berliner Hütte. Breitlahner war geöffnet und wurde von der Tochter und dem Vater z. Bt. bewirtschaftet, um auch unsere Krieger mit der nötigen Verpflegung auf deren Durchzug zu versehen.

Das Gasthaus auf der Grawand war geschlossen, der Besitzer als Standschütze eingezogen, dagegen das Gasthaus „Die Alpenrose“, unterhalb unserer Hütte, geöffnet und von der kleinen Frau bewirtschaftet; der Mann gehörte ebenfalls zu den Standschützen. Aber damit die Frau nicht ohne männlichen Schutz blieb, waren ihr etwa 60 Mann von den Schneeschuhtruppen als Einquartierung überwiesen.

Bald hatte ich die Hütte erreicht; hier war es nicht so wie zu der Zeit im Juni, da ich als einziger Gast auf ihr weilte. Vor der Hütte, auf den vorliegenden Felsen, am Waschhausplatz, hinter ihr, überall wimmelte es von Mannschaften, die mit dem Reinigen ihrer Sachen, Kochgeschirre u. s. w. beschäftigt waren. In der Hütte fand ich außer dem Eingangsbereich und den Hausgängen kein Plätzchen, das nicht mit Militär belegt war.

Die Hütte wird als Hauptstandort für eine größere Abteilung Oesterreicher benutzt, und zwar werden die Soldaten und die hierzu bestimmten Offiziere für den Schneeschuhlauf ausgebildet. Viele von den Offizieren und Unteroffizieren, die schon mit dem Schneeschuhlaufen vertraut sind, unterrichten die Mannschaften. Ebenso sind besondere Lehrer für dieselben Zwecke angeworben. Der Kurs dauert eine bestimmte Zeit, und neue Truppen sind zur Ablösung und zur Erlernung beordert. Es tritt mithin, solange die Witterung es gestattet, ein dauernder Wechsel ein.

Als Schneeschuhläufer sind Soldaten aus verschiedenen Regimentern einberufen; zu diesen stellen Leute aus den Gebirgsgegenden einen nicht unbedeutenden Teil; aber auch solche aus dem Flachlande, die kaum ein Gebirge gesehen oder betreten haben, werden im Schneeschuhlauf ausgebildet.

Den neuen Mannschaften werden auf der Hütte die Schneeschuhe, wie der Ausdruck heißt, „verpaßt“. Die meisten haben noch keine an den Füßen gehabt, wissen mit ihnen schlecht umzugehen, weil ihnen diese langen Bretter recht ungeschickt vorkommen. Unter Leitung der Lehrer lernen sie zunächst das Anlegen und die Bindung, sodaß sie mit den ersten Anfängen vertraut sind.

Am Abend kommt der Befehl „Mannschaften am nächsten Morgen  $\frac{1}{2}$  6 Uhr mit Schneeschuhen antreten“. Aufstellung auf dem Vorplatz vor dem Eingang. Nachdem dort den Leuten die erforderlichen Verhaltensmaßregeln erteilt sind, setzt sich der Trupp,

weit auseinandergezogen, mit den Schneeschuhen auf dem Rücken, langsam in Bewegung, um das ersehnte Ziel, das Schneegelände, zu erreichen.

Als ich auf der Hütte weilte, lag nur in den oberen Bergen Schnee, sodaß die Leute längere Zeit brauchten, ehe sie das richtige Gelände zur Übung betreten konnten. Die Aufstiege zu den verschiedenen Übungsplätzen wechseln ab. Einmal geht es über den Rofrueden zum Übungsplatz unterhalb des Thurnerkampfs, ein anderes Mal den Schwarzseeweg hinauf bis zum Schwarzsee, wo sich unterhalb des Feldkopfes ein gutes Schneegelände befindet; oder es geht zum Schwarzensteingletscher, um auch dort die Gefahren der Gletscherspalten kennen und sie überwinden zu lernen.

Auf dem Gelände werden die Mannschaften in kleinere Abteilungen zerlegt, um dann je von einem Offizier oder Lehrer unterrichtet und eingeübt zu werden. Unter den Offizieren befinden sich einige, die einen größeren Sprachschatz beherrschen. Bei der Verschiedenheit der Sprachen der Mannschaften ist dies eine Notwendigkeit. Leicht haben es die Herren nicht.

Die Übungen dauern selbst bei schlechtem Wetter gewöhnlich bis gegen 3 Uhr, dann setzt sich der langgestreckte Trupp wieder zum Rückmarsch in Bewegung, und zwischen 4—5 Uhr treffen sie in der Hütte ein, wo das Mittagessen schon für sie bereitgehalten wird.

Während der Dauer der Kurse ist ein Arzt auf der Hütte, der auch im Gelände zugegen ist und sich dort bis zum Schluß aufhält. Der Hauptmann und einige von den Offizieren, sowie der Doktor sind Schneeschuhläufer und können den Mannschaften mit gutem Beispiel vorangehen.

Am Nachmittag haben die Mannschaften ihre Sachen zu ordnen, sonst sind sie frei. So verläuft ein Tag wie der andere, bis die Zeit kommt, wo wieder neue Einberufene die alten ablösen und die Übungen von Neuem beginnen.

Wenn ein größerer Schneefall eintritt, und der Schnee tiefer liegt, haben es die Mannschaften leichter; sie können dann in den niedriger gelegenen Hängen die Übungen vornehmen, die langen An- und Abstiege fallen fort. Bei der vorgeschrittenen Jahreszeit dürften wohl schon stärkere Schneefälle eingeseht haben.

Wie schon erwähnt, war jeder Platz in der Hütte besetzt. Die drei Speisesäle, sämtliche Zimmer, das Führer- und Wasch-

haus, die Arbeiterbude, alle Bodenräume waren für das Militär hergerichtet. Die Offiziere, etwa zwanzig, bezogen die Zimmer im alten großen Schlafhaus, die Unteroffiziere bekamen zum Teil die Zimmer im Neubau angewiesen.

Betten und Bettwäsche blieben nur in den Zimmern für die Offiziere; für die Mannschaften wurden die Decken und Bettwäsche entfernt und in einem besonderen Zimmer aufgehoben. Sämtliche Mannschaften sind mit einer Decke, die zu ihrer Ausrüstung gehört, versehen.

In den Räumen, wo keine Matratzen vorhanden sind, haben die Leute Heulager. Gefocht wird für die Soldaten unten im Waschraum in dem großen Waschkessel.

Da sämtliche Räume bis auf den letzten Platz von Mannschaften belegt sind, haben in der großen Küche die Offiziere ihre Messe aufgeschlagen. Sie haben ihre eigene Köchin mitgebracht, die für die ganze Verpflegung seitdem sorgt.

Unser Wirt David Fankhauser befindet sich, seitdem die Hütte mit Militär belegt wurde, auf ihr, um nach dem Rechten zu sehen und für Aufrechterhaltung des elektrischen Lichtes Sorge zu tragen. Zu der Zeit, als ich mich dort aufhielt, brannte das Licht tadellos; wie es bei stärkerem Frost werden wird, entzieht sich meiner Beurteilung; ich nehme aber an, daß das Wasser einfriert und damit auch die Beleuchtung ein Ende hat. Im Notfalle befindet sich noch Gasolinbeleuchtung da. Aber auch das ist zweifelhaft, ob sie bei einer strengeren Kälte brauchbar sein wird.

Bis zu welcher Zeit sich die Truppen auf der Hütte aufhalten, hängt von der Witterung ab. Bleiben sie noch lange oben und sollte die elektrische und die Gasolinbeleuchtung versagen, so werden die alten Petroleumlampen wieder in ihre Rechte treten müssen. Sehr lobend wird die elektrische Beleuchtung von dem Kommando hervorgehoben.

Zur Besichtigung der Schneeschuhtruppen hat Se. Exzellenz von Kraft mit dem Stabe die Hütte mit seinem Besuch beehrt.

Auf der Hütte hielt ich mich einige Tage auf und gab verschiedene Anweisungen. Ich habe mich überzeugt, daß der Hütte und den inneren Räumen kein wesentlicher Schaden zugefügt ist.

Die drei Speisesäle sind mit elektrischer Heizung versehen; die Heizkörper befinden sich zum größten Teil unter den breiten Sitzbänken. Zur Zeit sind aber die in den Sälen befindlichen Heizungen ausgeschaltet. Um eine zu starke Erwärmung der

Holzteile unter den Bänken, wo sich die Heizkörper befinden, zu vermeiden, sind diese mit Asbestpappe bekleidet. Bei meiner Besichtigung der Säle sah ich zu meinem Erstaunen, daß der größte Teil der Asbestpappe nicht mehr vorhanden war. Hierfür hatte ich keine Erklärung. Von einem Soldaten wurde ich belehrt, daß diese Asbestpappe sich ganz vorzüglich für Einlegesohlen für Stiefel eignet!

Da der Verlust für uns ein ganz geringer ist, habe ich mich über die Findigkeit gefreut. Dieser kleine Raub tut uns nicht weh, und mancher Mann dürfte die Wohltat, durch diese Asbestsohlen beim Schneeschuhlaufen warme und trockene Füße zu haben, mit Freuden begrüßen, und wir werden uns über den Verlust zu trösten wissen.

Selbstverständlich wird, wenn die Verhältnisse es im kommenden Frühjahr gestatten, eine gründliche Reinigung der Hütte vorgenommen werden müssen; dann wird auch die Asbestpappe wieder ergänzt werden.

Auch unser Vereinsweg von der Hütte bis Breitlahner hat bei dem großen Verkehr durch die Pferde gelitten und wird eine nicht unbedeutende Ausbesserung erfahren müssen.

Zum Schluß bemerke ich noch über die Hütte, daß alle Vorkehrungen getroffen sind, Feuergefährlichkeit zu vermeiden. Vier freistehende Hydranten befinden sich außerhalb der Hütte, an jeder Seite vor dem Gebäude einer, und im Innern ist jeder Ausgang mit einem Hydranten und langen Schläuchen versehen. Das Rauchen ist dem sämtlichen Militär in der Hütte strengstens verboten.

So dürfen wir wohl erwarten, daß sie nach Beendigung der Schneeschuhkurse wieder wohl erhalten in unsere Hände zurückgegeben werden wird.

Unsere Sektion hat sich durch die Beherbergung einer sehr großen Anzahl von Militär auch in den Kriegsdienst gestellt und sich selbst ein Verdienst erworben. Lange Zeit nach dem Kriege wird den Offizieren und Mannschaften die gastliche Unterkunft in bester Erinnerung bleiben.

Unsere Schneeschuhtruppen werden einen bedeutenden, nicht zu unterschätzenden Anteil an dem von unseren braven Truppen zu erkämpfenden Sieg haben.

Otto Röhn  
Hüttenwart



Im Anschluß an vorstehenden Bericht möchte ich noch bemerken, daß die Schneeschuhkurse erst am 27. November eingestellt wurden. Sie hielten volle drei Monate an. In dieser Zeit war die Hütte bis auf das letzte Plätzchen von Truppen belegt.

Nach ihrem Abzug erhielten wir von dem Kommandanten und anderen Teilnehmern der Kurse Dankschreiben für den gastlichen Aufenthalt in unserer Hütte.

Als ich auf ihr war, hatte ich Sorge, daß die elektrische Beleuchtung in der Winterzeit, die dort früh eintreten kann, nicht mehr tätig sein würde. Diese Befürchtung war nicht nötig, die elektrische Anlage hat sich in jeder Weise bewährt. Das Wasser ist nicht eingefroren. Anderenfalls hätte das elektrische Licht versagt, und dann müßten die alten Petroleumlampen und die Kerzen wieder zur Benutzung hervorgesucht werden. Dies wäre für die Gebäude und sonstigen Anlagen nicht ohne Gefahr geblieben. Ein unglücklicher Zufall oder eine Unvorsichtigkeit durch Umwerfen einer Lampe oder eines Lichtes auf das Heulager der Mannschaften oder auf andere leicht brennbare Stoffe hätte zu einem namenlosen Unglück führen können. Das elektrische Licht hat die große Gefahr aufgehoben.

Mit der Wasserleitung ist es nicht so gut gegangen. Die Truppen wollten so lange als möglich die beiden Leitungen benutzen. Eine Leitung speist die Hydranten und die sonstigen kleinen Orte, eine zweite bringt das Koch- und Trinkwasser. Bei der niedrigen Temperatur sind aber beide Leitungen eingefroren, so daß die Truppen ihren Bedarf an Wasser aus dem Zembach nehmen mußten.

Seitdem die Hütte bewirtschaftet wird, sorgt unser Wirt Fankhauser dafür, daß beim Abzug von ihr der Zufluß abgestellt wird und die Rohre entleert sind. Ein Einfrieren ist dann ausgeschlossen. Leider hat dies bei dem langen Aufenthalt der Truppen nicht geschehen können. Der Frost schnitt eines Tages unvermutet den Zufluß ab. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß ein Teil der Eisenrohre zersprungen ist, wodurch uns ein Schaden erwächst. Leider war er aber unter den besagten Umständen nicht zu vermeiden.

Auch sonstige Schäden werden entstehen; denn daß die Hütte durch die Masse von Leuten, von denen viele nicht an zu große Sauberkeit gewöhnt sind, in ihrem Aussehen besser geworden ist, kann man nicht annehmen. Es wurde nach dem Abzug der

Truppen zwar ein großes Reinemachen vorgenommen, aber die alte Sauberkeit war noch nicht herzustellen; dies wird im Frühjahr, wenn die kriegerischen Verhältnisse es zulassen, nachgeholt werden.

Während der Dauer der Schneeschuhkurse war die Hütte von 895 Offizieren, 265 Offiziersvertretern und 3284 Mann belegt. Ein Kommen und Gehen von Offizieren und Mannschaften aus den verschiedensten Regimentern fand statt, welche hier gute aber auch sehr anstrengende Tage verlebt haben.

Was diese Schneeschuhtruppen in den Winterkämpfen geleistet haben, dies mitzuteilen bleibt einer späteren Zeit vorbehalten.

Eine Statistik, wie ich sie in früheren Jahren von unseren Hütten brachte, muß, weil nicht die geringsten Unterlagen zur Verfügung stehen, unterbleiben.

Vom Furttschaglhaus kann ich nur gutes berichten. Es war bei meinem dortigen Besuch in bester Ordnung. Alfons Hörhager hatte dafür gesorgt und die Hütte bewacht.

In welchem Zustande sich unsere Suckettpaßhütte befindet, konnte ich trotz mehrfacher Anfragen bei dem Bewirtschafter Seeber nicht erfahren. Er selbst ist zum Militär einberufen. Seine Familie, die sonst zur Winterzeit in Arco wohnt, ist während des Krieges in eine Gegend, die größere Sicherheit als Südtirol gibt, übergesiedelt. Auch von dieser Seite konnte ich keine Auskunft über die Hütte erhalten. Ich hoffe aber, daß uns die am südlichsten gelegene Hütte wohlerhalten geblieben ist.

Otto Röhn  
Hüttenwart

## b) Ortler-Hochjochhütte

Nachdem unser Schmerzenskind, die Habachhütte, durch einen Schneesturm im Winter 1913/14 zerstört worden war, haben wir nun auch noch den Verlust einer zweiten Hütte zu beklagen. Die Ortler-Hochjochhütte ist nicht mehr. Dieses Kleinod unter den Hütten, dieses Wunderwerk von Menschenhand gegen dräuende Naturgewalten hat ihnen jahrelang getrotzt. Sie blieb unversehrt. Erst der Mensch in traurigster Gestalt, der treubruchliche Feind mußte kommen, um schmählich zu zerstören, was auf gebietender Höhe von deutscher Tatkraft Kunde gab.

Sie war ein Lieblingskind aller Hochturisten. Besonders auch mir war sie ans Herz gewachsen, habe ich sie doch achtmal besucht und alle zu ihr führenden Wege begangen. Und keiner von ihnen ist leicht. Die Hütte war nicht nur die höchstgelegene in den Ostalpen, sondern auch die am schwersten zu erreichende.

Am 3. August 1915 ging bei dem Vorstande von dem Besitzer des Suldenhotels folgende Karte ein:

Suldenhotel, 19. Juli 1915

Heute 3 Uhr nachmittags wurde Ihre Hochjochhütte hier von den Italienern angezündet. Für solche feige und nutzlose Infamien sind die Kerle gut, sonst aber getrauen sie sich nicht heran, da sie wissen, was die Tiroler Schützen leisten können. Ob der wertvollere Teil vom Inventar vor dem Brande geraubt wurde, wissen wir nicht. — Hier wartet alles auf den geeigneten Zeitpunkt, wo man die Verräter fassen kann. Es ist herzerfreuend, wenn alles, Jung und Alt, das ganze Mannervolk Tirols stark gewappnet auf den Bergwänden steht, um die Ehrenmänner gebührend zu empfangen. — Sie sind sicher über das Zebrutal hinaufgekommen, über St. Antonio.

Mit alpinem Gruße!

Otto Schmid

Wir baten hierauf um nähere Angaben und erhielten am 17. August die Antwort:

Suldenhotel, den 9. August 1915

Gestern war eine Streifwache mit hiesigen Bergführern am Hochjoch, und es bestätigt sich, daß Ihre Hochjochhütte nur mehr aus Brandmauern besteht.

Es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß das Inventar mitverbrannte. Möglicherweise wurde es vorher von den Italienern ausgeplündert (gestohlen). Abgesehen von der Rohheit dieser Zerstörung war es auch dumm von den Italienern, denn der Aufstieg von St. Antonio zum Ortler (soll wohl heißen: „zur Hochjochhütte.“ D. S.) war nicht sehr schwer und sehr schön. Der Schaden ist daher auf italienischer Seite so groß als der unsrige. Sobald ich wieder Neues über die Hochjochhütte erfahre, werde ich berichten.

Otto Schmid

Am 9. Oktober 1915 bekamen wir noch eine Karte mit der Ansicht der alten Kirche von St. Gertraud in Sulden, versehen

mit dem Hüttenstempel der Ortler-Hochjochhütte und mit folgendem Inhalt:

Diese beschmutzte Karte — von den Italienern s. Zt. auf der Hochjochhütte geraubt — wurde denselben von meinen braven Standschützen gelegentlich der Einnahme und Zerstörung ihrer stark befestigten Capanna Cedeh wieder abgenommen. Die Hochjochhütte wurde gründlichst gerächt! — Vom höchsten Schützengraben — 3500 m — bundesbrüderlichen Gruß.

Ergebene

Hyza, Hauptmann. Jung, Oberleutnant.

Alten, Leutnant.

Etwas weiteres haben wir bisher nicht gehört. Der der Sektion durch den Brand entstandene Schaden ist bei der Versicherungsgesellschaft „Oesterreichischer Phönix“ angemeldet worden.

E. Mazke

Hüttenwart

### c) Olperer- und Rifflerhütte

Beide Hütten wurden von mir Ende August 1915 besucht. Ihr baulicher Zustand ist im Allgemeinen zufriedenstellend, nur ist vom Mauerwerk an verschiedenen Stellen der Mörtelbewurf abgefallen. Die Herstellung eines neuen Außenputzes ist im Sommer 1916 erforderlich.

Die Hüttenwege sind in schlechtem Zustand und erfordern, sobald Arbeitskräfte dafür zur Verfügung stehen, größere Nachbesserungen. Touristischen Besuch hatte keine Hütte.

Ludwig Grün

Hüttenwart

## 5. Bergfahrtenbericht

Wie nicht anders zu erwarten war, ist die bergsteigerische Tätigkeit der Mitglieder im Berichtsjahr eine sehr geringe gewesen. Nur von 5 Einzelberichten hat der Vorstand Kenntnis erhalten, die in dem hoffentlich wieder ausführlichen Bergfahrtenberichte des nächsten Jahres Verwendung finden werden.

---

## 6. Büchereibericht

Auch die Benutzung der Bücherei hat im Jahre 1915 nachgelassen. Sie wurde nur in etwa 400 Fällen in Anspruch genommen. Zur Anschaffung kamen 81 Werke, sodaß sich der Bestand der Bücherei auf 5386 Werke erhöht.

Leon Dreptow

---

## 7. Vorträge im Jahre 1915\*)

In der Versammlung am 8. Januar hielt Herr Privatdozent Dr. Th. Herzog aus München einen Lichtbildervortrag: „Neues aus den Hochgebirgen Boliviens“.

In das Reich der Inka führte uns der Vortragende. Die Cordilleren waren gerade vor einem Jahre Gegenstand eines Vortrages gewesen, der uns über die klimatischen Gegensätze in dem 7000 Kilometer langen Kettengebirge unterrichtete und in die regenarme Zone im Norden Chiles führte. Höher hinauf führte uns Dr. Herzog, der zu wissenschaftlichen Zwecken, botanischen und geographischen Studien, Reisen in Bolivia mehrmals unternommen hat. Neuland gab es dort zu erforschen, Erstlingsfahrten zu machen, gewaltige Berge zu ersteigen und ihnen Namen zu geben. Fahrten in Bolivia müssen sorgfältig vorbereitet sein. Vor allem sind die Beförderungsschwierigkeiten ungeheuer, deshalb Einschränkungen wichtig, und es ist selbst auf den leichtesten Pickel und die leichtesten Steigeisen Bedacht zu nehmen. Wollene Kleidung ist wegen der Fehlschlaggefahr unerlässlich, denn Wärmeschwankungen von  $-25$  bis  $+30$  Grad sind nichts ungewöhnliches. Als geeignete Reisezeit für Bergfahrten gilt der August bis November, für solche im Mittelgebirge des Ostens von Mai ab.

Man hat gestritten, ob führerlose Fahrten empfohlen werden sollen. Redner befürwortete diese, empfahl jedoch, Träger aus Deutschland mitzunehmen, da die einheimischen Träger in den Gletschergebieten vollständig versagen; denn die Eingeborenen erblicken in dem Firngebiet den Sitz der Götter und wagen nicht, ihr Heiligtum zu betreten. Der Redner verwies zugleich auf die mißglückten Versuche, sich Schweizer Führer in Peru zu bedienen. Schon die Ernährungsfrage wirkt ungünstig auf sie ein, verdirbt ihre Stimmung und macht sie unlustig. Wenn schon der Alpenführer nicht gerade vorbildlich für die Appetitlichkeit zu nennen ist, so erschrickt selbst er vor manchem landesüblichen Genuß, z. B. vor dem Maisbier, das aus gekautem Mais bereitet wird. Nur der Gebildete vermag sich mit solchen Dingen abzufinden. Die Gepäckbeförderung erfolgt durch Maultiere, die 85—100 Kilo zu tragen vermögen. Um unabhängig zu sein, muß der Reisende eigene Tiere benutzen. Es bedeutet eine wesentliche Erleichterung, wenn ansässige Europäer die Besorgung der Maultiere sowie der Treiber, Arrieros, vor Ankunft

---

\*) Für die Inhaltsangabe sind die in den Mitteilungen Nr. 138, 141, 144, 145, 146 veröffentlichten Berichte verwendet worden.

des Reisenden in die Hand nehmen. Die Kosten betragen für ein Packtier 150 Bolivianos (1 Boliviano = 1,60 Mark), für ein Reittier 200 bis 250 Bs., ein Arriero erhält 30 bis 40 Bs. monatlich, dazu die Beköstigung. Das Futter für die Tiere, in den abgelegenen Gebirgsgegenden Hafer, kostet 0,80 bis 1,— Mk. täglich. Die großen Entfernungen, der schwierige Anmarsch, sowie die schlechten Wege machen die Reisen in den Gebirgen Boliviens teuer. Nur zu einem kurzen Besuch wurde die erste Reise im Jahre 1907, die Dr. Herzog erkennen ließ, daß er für längere Fahrten zu unfrei war, daß aber die Ungenauigkeiten der Karten bei sorgfältiger Vorbereitung einer Expedition für den Geographen dankbare Aufgaben stellen würde.

Die Eigenart der Cordilleren im allgemeinen berührend, ging der Vortragende auf die der Bolivianer Gebirge ein, die, im Gegensatz zu der eigentlichen Kettenform, wie sie besonders in Chile in die Erscheinung tritt, eine gewaltige Massenerhebung bilden. Die Durchschnittshöhen des Tafellandes betragen 3800 m, die Rammhöhen liegen nahe an 5000 m und die Gipfel steigen im Sorata bis 6700 m. Das Landschaftsmerkmal ist mehr alpin, als angenommen wird. Die Gletscher Boliviens erreichen eine Länge bis zu 5 km, auch in den tropischen Tälern, im Soratagebiet bis 10 km.

In einer Reihe von Bildern wurden wir mit den zwei- und vierbeinigen Begleitern des Vortragenden bekannt, dem Arriero, der sich oft so betrank, daß er nicht mehr auf zwei Beinen stehen konnte, wozu ihm just die Mittel dienten, die er sich aus den Futtereinkäufen für seine vierbeinigen Schützlinge zu verschaffen verstand. Die Unempfindlichkeit der indianischen Rasse läßt sich an der Fähigkeit erkennen, lange im eisigen Wasser und Schnee zu waten. Umsomehr wird der Hals dick umwickelt aus Furcht vor der Lungenentzündung. Gegen diese wird von den Einheimischen ein drastisches Mittel angewendet; wer es verträgt, wird geheilt: ein Wasserglas Cognak mit einem gehäuften Löffel Kochsalz. Die Schwierigkeiten der Gebirgsreisen zeigten Bilder von den Flußdurchwattungen, die am Tage oft bis 70 mal unternommen werden müssen. Diese haben viele Unglücksfälle zur Folge; wenn auch die Flüsse meist an flacheren Stellen mit den Tieren durchwattet werden, so bildet doch der Untergrund infolge der Riesel und anderen beweglichen Geschiebes eine große Gefahr für den Reisenden, fortgerissen zu werden. Wir sahen auch ein Biwak des Vortragenden bei 10 Grad Kälte in der Höhe von 4500 m.

Dr. Herzog hatte sich zuerst der Ostcordillere zugewandt und berichtete über seine Bergfahrten, die sich in Höhen von 5000 bis 5230 m bewegten: Cerro Tunari, höchster Gipfel der Negros, Punta de San Miguel, Cerro de la Carapacheta, Cerro Incachacca. Die Eigenart dieses Gebirges ist die der Ritzbühler Alpen und Zillertaler Voralpen. Gletscher und Firne fehlen, dagegen finden sich Zeugen früherer Vergletscherung in zahlreichen Moränen und Eisseen. Hier gibt es zahl-

reiche Felsgipfel, die sportliche Bedeutung haben. Von landschaftlicher Schönheit sind namentlich die östlichen Teile mit dem Steilabfall in die Urwaldtäler der Yungas. Das Tierleben in den bolivianischen Bergen ist spärlich. Vornehmlich die Vicuñas, die Gemsen der Cordilleren, kommen in Herden vor, sowie das Guanaco und das Lama, das Lasten bis zu 50 Kilo zu tragen vermag. Ueberall rauscht der Flügelschlag des Kondors. Die Pflanzentwelt hat auf den Höhen alpines Gepräge, besonders zahlreich sind die Enzianen. Grassbüsche bedecken weit und breit die Hochtäler, sie bilden zumest den Brennstoff. Und diese Riesensteppen werden auf Hunderten von Kilometern nur von wenigen Menschen, hier und da von halbwillden Indianern bewohnt. Diese bauen die Kartoffel, von der es über 100 Arten gibt, unter schwierigen Verhältnissen, denn auf eine Kartoffel kommen immer 20 Steine. Der Bergbau bildet den Hauptbetrieb des Landes. Kupfer und Zinn wird gefördert, und vornehmlich Deutsche zählen zu den Unternehmern. Redner betonte die deutsche Gastfreundschaft, die ihm im Zinnbergwerk Araca im Hochtal Viloco, 4350 m, bereitet worden ist. Deutsches Empfinden äußerte sich bei einem Gegenbesuch aus Bolivien im Sommer dieses Jahres, indem der Deutsch-Bolivianer bei Ausbruch des Krieges sofort zu den Fahnen eilte.

Eintönig und einsam ist das Gebirge, doch es fehlt nicht an Farben. Besonders die zahlreichen grünen Bergseen bilden in ihren Abstufungen malerische Farbflecke. Gefürchtet ist die Bergkrankheit in den Höhen über 4400 m. Als Abwehrmittel gilt das Rauhen von Kokablättern; sie sollen lähmend wirken und die Ursache der Krankheit, den Krampf der Muskeln, ausgleichen. Das turistische Hauptgebiet des Redners war die Cordillere von Quimzacruz, ein Teil der Hochcordillere (Cordillere Real), etwa von der Ausdehnung der Berner Alpen vom Rhonetal bis zum Petersgrat. Hier traf Dr. Herzog Gletscher von fast gleicher Größe wie in den Alpen und vollkommen hochalpine Eis- und Felslandschaften. Den Anmarsch nahm er von La Paz durch das tiefe Durchbruchtal des Rio de la Paz, der zum Amazonas fließt.

Aufklärungsfahrten führten Dr. Herzog auf den Chancapiña, 5380 m, wobei ein nächtlicher Abstieg in Kauf genommen werden mußte. Der Cerro Trinidad, 5300 m, wurde eine Erstbesteigung und bot einen herrlichen Ueberblick über die Granitberge der Aracagruppe, die mit dem höchsten Berge, dem Cerra Yunque, 5600 m, als ausgeprägte Aiguillelandschaft bezeichnet werden kann. Eine erste Hochfahrt auf den Cerro Imaculado, 5675 m, als Erstersteigung von einem Zeltlager im Hochtal Choquecota chico, 4500 m, ermöglichte ebenfalls einen wertvollen Einblick in die Gruppierung des Gebirges. Die Durchquerung der Aracagruppe über zwei Hochpässe von 5000 m endete mit dem Abstieg in die Urwälder. Die Monteblandcogruppe im Südosten gewährte wiederum Erstersteigungen. Allein und nur mit Steigeisen wurden genommen der Cerro Carnaval, 5400 m, sowie der Tachakuno-

kolle, 5900 m, der höchste Gipfel der Kette. Hier zeigten die Gletscher Längen von 4 bis 5 Kilometern.

Wenn ein Forscher 6 bis 7 Monate in einem Gebiete sich aufhält, das fast nur Neuland darstellt, so gebührt ihm das Recht, dem Unbenannten Namen zu verleihen. Hierbei paßte sich Dr. Herzog der Eigenart des Landes an und taufte die Berge in der Art der Bolivianer Bezeichnungen. In der Sprache der Indianer heißen die Berge nach ihren Farben und Formen just wie in unseren Alpen, Rothorn, große Nadel, Weißhorn.

Eine Fülle von Bildern zog vor den Augen der Zuhörer vorüber. Neben einförmigen ungeheuren Steinflächen und Gletscherlandschaften erschienen Einzelbilder aus dem Bergwald, der sich nur 4 bis 5 Stunden unterhalb der Schneegrenze mit tunnelartigen Wegen, mächtigen Baumfarren und dem ganzen Zauber des Urwaldes offenbart.

Die Besteigung der bolivianer Cordilleren, Berge, die zum Teil für unbesteigbar gehalten wurden, hatte auch in der Hauptstadt des Landes Bewunderung erregt. Die Tageszeitungen in La Paz schrieben darüber und als Dr. Herzog zu Menschen zurückkehrte, wurden in einer Zinnmine Freudenböller gelöst.

In der Versammlung am 12. Februar hielt unser Vorstandsmitglied Herr Leon Creptow einen Lichtbildervortrag: „Dolomitenzauber I, Wanderungen in den Sextener Dolomiten“.

Wer einmal in den Südtiroler Kalkalpen gewellt hat, sei es als harmloser Wanderer durch die wildromantischen Täler, sei es als gipfelstürmender Bergsteiger, wird wunderbare, unvergeßliche Eindrücke mit heimbringen. Keine andere Gebirgsgruppe, weder in den Ost- noch in den Westalpen, löst so eigenartige Gefühle aus, wie die Dolomiten. Das höchste Staunen gepaart mit Bewunderung, Furcht, Schrecken und Grauen gemischt mit hellem Entzücken über Natur-Schönheiten, die eben nur die Dolomiten gewähren. Wie oft bleiben da Fuß und Auge gebannt, das schönheitsstrunkene Auge kann sich nicht satt sehen an diesen wunderbaren Formen und Farben, der Fuß zögert weiterzuschreiten, und doch treibt ihn ein eigener Reiz vorwärts, immer tiefer einzudringen in die geheimnisvolle Bergwelt der Dolomiten. Und diese Eindrücke empfinden wir nicht nur in einer bestimmten Gruppe, sondern überall — gleichviel ob das Auge vom Schlern hinüber nach dem Rosengarten schweift, oder ob man vom Confinboden auf die Wildnis der Langkofelgruppe starrt, ob man von der Regensburger Hütte zu den Geißlerspitzen hinaufgrüßt, ob man durch das Brentatal wandert oder vom Rollepäß hinunter nach San Martino fährt — immer und überall Schönheit ringsum. Diese himmelhoch aufragenden Türme und Säulen, Zinnen und Nadeln, anzuschauen wie gotische Riesenbauten, die plötzlich unvermittelt aus

grünen, blumengeschmückten Matten aufragen, bilden eine Zauberwelt, zu der man immer wieder zurückkehren muß, getrieben — gezogen von unwiderstehlicher Gewalt. Diesem Dolomitenzauber kann man nicht widerstehen! Und nun erst der Hochturist, dem es vergönnt ist, tiefer in diese Felswildnis einzudringen, dem es gelungen, diese unnahbaren Gipfel zu erklimmen, für ihn sind und bleiben die Dolomiten immer das begehrenswerteste Ziel. So erging es mir.

Von dem Augenblick an, da ich auf der Flucht vor den Unbildern des Urgebirges, ich war 3 Tage auf der Franz-Sennhütte in den Stubaiern eingeschneit gewesen, die Dolomiten im lachenden Sonnenschein erblickte, von dem Augenblick an war ich dem Zauber der Dolomiten verfallen, und so oft ich auch zu ihnen zurückkehrte, die Sehnsucht nach ihnen blieb stets die gleiche. Kein Wunder, daß ich mir nicht Rast noch Ruhe gönnte, bis ich sie alle errungen — viele im ersten Ansturm, manche erst nach heißem, inbrünstigem Umwerben, aber lieb habe ich alle diese Gipfel gewonnen, und noch heute genieße ich in der Erinnerung an sie die schönste und reinste Lebensfreude. Würde man mich nun fragen, welcher Gipfel, welche Spitze mir die liebste geworden, so wüßte ich keine Antwort darauf zu geben. Mir erging es mit den Dolomiten, wie meinem unglücklichen Freunde, einem mit allem „Comfort“ moderner Ansprüche ausgestatteten Junggesellen, der in der Provinz lebte und dem es dort nicht gelang, trotz aller Vorzüge sich zu ergänzen, das heißt eine bessere Hälfte zu finden. So riet man ihm, nach Berlin zu gehen, um hier sein Glück zu versuchen.

Am Tage seiner Ankunft, fand unser Alpenfest statt, und es gelang mir, ihm noch die letzte Eintrittskarte zu verschaffen. Schon seit acht Tagen wurde nämlich immer nur die letzte Karte ausgegeben. Alpenfest! Das war für meinen Freund vielleicht ein Wink des Schicksals. Vielleicht daß es ihm gelang, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege seine bessere Hälfte zu finden. Schnell wurde ein Gewand besorgt. Alle Sektionslieferanten wurden in Nahrung gesetzt. Er sah bildhübsch aus. Hier ein Stück Ehrich, dort etwas Bazar Nürnberg, oben Steidel, unten Maß, sie vereinigten sich alle, ihn zu einem waschechten Tiroler zu machen — er sah aus, wie das verkörperte mit Abbildungen versehene Verzeichnis zu Steidels Ausstellung alpiner Trachten. Ich sprach ihm Mut zu, gab ihm den Rat, fleißig Umschau zu halten, und er — schaute, kam, sah und — wurde besiegt. Am nächsten Tage traf ich ihn in einem Zustande völliger Zerrüttung, und als ich frug, ob es ihm gelungen, ob er sein Herz an einer Schönen verporen? da rief er mir zu: An einer? Nein, aber an einem Duzend! Bei diesem Ueberreichtum an Schönheit, Liebreiz und Anmut war es ja nicht anders möglich. Nun bleibt mir nur eins übrig, ich wandere aus — nach den Ufern des Großen Salzsees, nach Utah und werde — Mormone! Der Unglückliche! Ich weiß nicht, ob er diesen Entschluß

ausgeführt hat, ich habe ihn nie wieder gesehen! Und das hat mit seinem Zauber das Alpenfest getan! — So erging es mir mit den Dolomiten, ich habe sie alle, alle in mein Herz geschlossen!

Ganz besonders wirkte der Dolomitenzauber auf mich ein, als ich mit dem Sektionsgenossen Grün von Dölsach aus durch das Pustertal fuhr. Wir kamen von dem Gipfel des Groß-Glockners, den wir unmittelbar vom Glocknerhaus ausgehend bei schlechten Schneeverhältnissen erstiegen. Die siebenstündige Bergfahrt durch die gewaltigen Schneemassen, das frühzeitige Aufstehen, wir mußten bereits um 1.15 Uhr nachts aufbrechen, Sturm und grimme Kälte auf der Spitze, das Alles forderte zu Vergleichen mit den Dolomiten auf, die ich kurz vorher verlassen hatte, nur um mich mit Freund Grün im Glocknerhause zu treffen, und diese Vergleiche fielen alle zu Gunsten der Dolomiten aus. Nicht allein die milden Lüfte, die hier wehen, nicht allein die großartigen Naturschönheiten, die mich in Schluderbach umgaben, sondern auch die Verpflegungsverhältnisse, die damals in den Dolomiten weit bessere waren, und besonders der Umstand, des Morgens 3—4 Stunden länger schlafen zu können, denn auch bei spätzeitigem Ausbruch kann man in den Dolomiten sein Ziel noch erreichen, das Alles weckte die Sehnsucht wieder, zu ihnen zurückzukehren, aber wohin? Ich war vollständig unvorbereitet, hatte weder Karten noch Literatur studiert, auf's Geradewohl war ich von der Franz-Sennhütte nach Toblach geflüchtet, nun fuhr ich ziellos durch das Pustertal. Da erblickte ich plötzlich zu meiner Linken einen mit einer Zackenkrone geschmückten Riesenturm hoch aufragen. Die Erscheinung wirkte um so mächtiger, als sie völlig unvermittelt mein Auge traf. Ich frug einen mir gegenüber sitzenden Eingebornen nach dem Namen des mächtigen Berges. „Dees? dees is der Schuster — ein Z'widerwurzn — bei dem gib't's kane G'Spassetteln nit!“ Ich frug weiter, ob er zu besteigen wär? „Ja, mei, war die Antwort, es soll schon solche Narren geben, die da auf's Frageln — i tu's nit, nit für 'ne Million! Wenn i auf'n Berg geh, dann geh i auf'n Helm, da is aa schön und a guats Bier giabs da aa, aber auf'n Schuster?“ Naa i dank, da hören die G'Spassetteln auf — ! — —“ Die G'Spassetteln? Ich konnte nicht ergründen, was der biedere Landbewohner mit den G'Spassetteln sagen wollte. Ich zog den Bädeler, damals meine einzige alpine Wissensquelle, zu Rate. Ich las: Dreischusterspitze, 3162 m, die Königin der Sertener Dolomiten, sehr schwierig — das mußte er sein, aber von G'Spassetteln wußte auch Bädeler nichts; doch mein Entschluß, der Königin der Sertener Dolomiten meine Aufwartung zu machen, war gefaßt. Schnell verabschiedete ich mich von meinem Freunde Grün und stieg in Innichen aus.

An Innichen knüpfen sich wehmütige Erinnerungen. Toblach und Innichen waren bekanntlich die Orte, die unserem totkranken Kronprinzen Friedrich für einige Zeit Ruhe und Erholung boten. Die erste

Kapelle links beim Eingang in den Ort ist eine Nachbildung der heiligen Grabeskapelle in Jerusalem, sie bestimmte der kunstfönnige Dulder zum Vorbild für sein dereinstiges Mausoleum, und das Meisterwerk von Geheimrat Raschdorf in der Friedenskirche zu Potsdam ist tatsächlich eine Nachbildung jener Kapelle, die mit sorgfältiger Berücksichtigung einer von der Kaiserin Friedrich entworfenen Skizze ausgeführt wurde. In dem Werk „Die Provinz Brandenburg in Wort und Bild“ lesen wir darüber:

„Als der schwerfranke Kronprinz Friedrich in den herrlichen Bergen Tirols Erholung und Genesung suchte, besuchte er bei einem Ausflug von Toblach das erwähnte kleine Gotteshaus in Innichen und äußerte, daß er in einer ähnlichen Kapelle einst ruhen möchte. Dieser Wunsch ward ihm von der Liebe seiner Gemahlin erfüllt. — Kein Bergsteiger wird verabsäumen, bevor ihn sein wandernder Fuß weiterträgt, hier in stiller Andacht des geliebten Mannes zu gedenken, der seinem Vaterland nur allzufröh entrisen wurde.“

Mittags zog ich von Innichen durch das liebliche Sertental an der romantisch gelegenen Sägemühle vorbei nach St. Veit, dem Hauptorte des romantischen Tales.

Auch auf diesem Wege erinnern verschiedene Ruheplätze, mit Tafel und Blumen geschmückt, an den großen Dulder, dem die balsamische Luft und die idyllische Ruhe des Tales leider nur für kurze Zeit Erleichterung seines schweren Leidens brachte.

Mit gefülltem Rucksack und mit nicht minder erfülltem Herzen zog ich dahin, der Rucksack mit allen möglichen und unmöglichen Gegenständen, die der Hochturist zu seines Lebens Notdurft und Nahrung gebraucht, das Herz aber erfüllt mit neuen Plänen, mit neuen Hoffnungen. Eine Karte, die ich in Innichen erstanden, gab mir notdürftigen Aufschluß über die Gegend. Dort zu meiner Rechten in nordöstlicher Richtung jener zerklüftete Felsstock, das muß der wilde Haunold sein, und weiter gen Süden der Gsellknoten, die Dreischusterspitze, Kleiner Schuster und endlich Schusterplatte — eine ganze Schusterei, aber den Berg, bei dem die G'Spassetteln aufhören, entdeckte ich nicht. Nach einstündiger Wanderung kehrte ich in's Postgasthaus beim alten Stemberger ein. Ich hoffte mit meinem vom Gletscherbrand zersessenen Gesicht einen hochalpinen Eindruck zu machen. Doch der alte Stemberger beantwortete meine Frage nach einem schneidigen Führer nur mit einem mitleidigen Lächeln. „Ah, anen Führer, den brauchen's nit, wenn's auf den Helm gehen, da ist der Weg markiert.“ Ach was Helm, erwiderte ich, auf'n Schuster will ich! „Ni je! auf'n Schuster! Das lassen's sein bleiben — beim Schuster hören die G'Spassetteln auf.“ „Weiß ich bereits, schrie ich, und just darum geh ich! Schicken Sie mir nur einen Führer und ein frisches Glas Bier!“ Während der Wirt verschwand, trat ich auf die Landstraße und frug den ersten Besten nach dem Helm. Mit einem

erstaunten Blick auf meinen Eispickel zeigte man mir eine hohe gewölbte, bis zum Gipfel grünbewachsene Bergkuppe. Einen Mägel, einen ganz gewöhnlichen Mägel, auf dem man mit Leichtigkeit Röhre treiben konnte, war das ein Gegenstand für einen Hochtouristen, der die Dolomiten im Sturm erobern wollte? Nein, der Helm war ein für alle Mal von meinem Spitzenplan gestrichen. Meine Haupt Sorge war jetzt, einen schneidigen Führer zu bekommen. Er war bald zur Stelle, ein langer, hochaufgeschossener Mensch stand vor mir, gab mir sein Führerbuch und stellte sich mir zur Verfügung. Mißtrauisch betrachtete ich ihn. Er machte gar keinen Eindruck. Sepp Innerkofler las ich in seinem Buche, ferner Zeugnisse über Führungen auf die Zinnen, auf den Zwölfer, Elfer und — heureka! auf die Dreischusterspitze. Das war, was ich brauchte! Schnell waren wir einig, 5 Gulden für den Tag und Verpflegung, sowie die Aussicht auf ein reichliches Trinkgeld und vielleicht lobende und empfehlende Erwähnung seines Namens in den Mitteilungen des Alpenvereins. Wider Erwarten machte die letztere Aussicht gar keinen Eindruck auf ihn, viel mehr, daß ich sofort einige Glas Bier anschaffte und mit ihm auf gute Bergkameradschaft anstieß. Also Sepp, begann ich die Beratung unseres Feldzugplanes — was werden wir machen? „Ach, meinte Sepp treuherzig, morgen steigen wir auf den Helm, da giebt's eine schöne Aussicht — — —“ „Nein, nein“, unterbrach ich ihn, „mit dem Helm ist es nichts.“ „Aber Herr, so a schöne Aussicht finden's nimmer!“ Aussicht — ich suchte meinem Sepp begreiflich zu machen, daß ich nicht wegen der Aussicht die Berge besteige. Ganz verwundert sah er mich an, dann brummte er: „Berge ohne Aussicht giebt's da nit, da müssen's schon im Nebel frageln, da sehen's freili nix! Also Herr, welchen Spiz wollen's machen?“ Diese Frage setzte mich in Verlegenheit. Da mir die Gruppe gänzlich unbekannt war, wußte ich selbst eigentlich nicht wohin. Verstohlen blickte ich in den Bädeler, und nun sprach ich vom Zwölfer, vom Elfer, vom Einser und von der Königin der Sertener Dolomiten, der Dreischusterspitze. Meine Gruppenkenntnis schien auf den Führer riesig Eindruck zu machen, und als ich bei Erwähnung der Dreischusterspitze noch hinzufügte: ich weiß, das ist ein Berg ohne G'spaffetteln! da hatte ich das Vertrauen meines Führers gewonnen. Schon nachmittags brachen wir zur Zsigmondhütte auf. Als uns der Wirt den bestellten Abschiedstrunk brachte und ich zur Stärkung für den bevorstehenden Aufstieg das Glas Bier in einem Zuge austrank, meinte der gute Stemberger: „Der Helm scheint doch der passendste Berg für den Herrn — oben ist ein gutes Wirtshaus, da gib't's daselbe Bier — nur frischer ist's!“ Auch Sepp versuchte noch einmal, mich für den Helm zu gewinnen. Er empfahl ihn als beste Übungsfahrt, und ich müßte mich doch für die Sertener Dolomiten erst vorbereiten! Ich aber widerstand allen Lockungen, vom Helm wollte ich nun einmal nichts wissen. Erst später

wurde mir klar, weshalb Wirt und Führer mich durchaus auf den Helm bringen wollten. Liebe und schnöder Geldgewinn waren die Triebfeder. Das Helm-Wirtshaus wurde nämlich auf Rechnung Stembergers bewirtschaftet und die Wirtschaftlerin oben, die flotte Anna, war die verlobte Braut meines Führers. So versuchte er jeden Bergsteiger zunächst auf den Helm zu führen, um mit seiner Braut in allen Ehren liebeln zu können. Und das nannte Sepp eine Übungsfahrt, um sich für die Sertener Dolomiten vorzubereiten. Jetzt sind diese Vorbereitungen für den Bergsteiger bequemer geworden. Die ehemalige Helm-Wirtschaftlerin ist Sepp's Frau geworden und hat ihre eigene Wirtschaft im Dolomitenhof im Fischleimboden. Seitdem hat Sepp seine Übungsfahrten nach dem Fischleintal verlegt.

In den gesamten Dolomiten giebt es wenig Wanderungen, die so genüßreich sind, wie die von Sertten nach der Zsigmondhütte. Das liebliche Fischleintal, eine entzückende Idylle inmitten des wildesten Felsgebietes macht es begreiflich, daß die Paradiesesage den Ort des ehemaligen Gartens Eden nach dem Sertental verlegt.

Als ich damals durch das Fischleintal zog, war es noch gänzlich von der Kultur unbeleckt. Heute stehen zwei stattliche, mit aller Bequemlichkeit der Neuzeit versehene Hotels auf dem Fischleimboden, das meines Führers Sepp Innerkofler: der Dolomitenhof und der Wettkampfgasthof des Sertener Postmeisters Stemberger. Das Fischleintal liegt von Norden gen Süden: zur Rechten des Wanderers, also westlich, ziehen gewaltige Schutt- und Geröllhalden zur Schusterkette hinauf. Der zackige, mit vielen Türmen besetzte Grat hat diesen Verlauf: dem G'sellknoten, dem nördlichsten Eckfeiler folgt eine breite Einsenkung, die Steinalpenscharte, von dieser schwingt sich der Grat in schroffen Steilwänden in die Höhe und erreicht mit 3162 m den Höhepunkt. Das ist das Ziel meiner Wünsche, die Königin der Sertener Dolomiten!

Die sehr steile Südwand der Dreischusterspitze führt zur Schusterscharte hinab, von der sich jenseits der Turm des Kleinen Schusters erhebt. Es folgt nun die Erhebung der Weißlahnspitze, bis die Kette mit der Hochfläche der Schusterplatte ihren Abschluß findet. Von all diesen Spitzen stürzen vielfach zerklüftete Steilwände nach Osten ab, die sich aber schon im obersten Drittel der Höhe in ungeheure Schuttströme auflösen, die ein weites Trümmerfeld, die Weißlahn, bildend, bis zum Fischleintal hinabziehen. Diese gewaltige Schutthalde ist es auch, die dem Anblick der Königin der Sertener Dolomiten, der Dreischusterspitze, vom Fischleintal alles überwältigende raubt.

„Also das ist eure gerühmte Königin, bei der es keine G'spaffetteln geben soll,“ sagte ich geringschätzig zu Sepp, „ein Geröllberg nichts weiter!“ „Ja Herr, vom Innerfeld schaut er schon schiach aus, aber so ganz leicht is der Schuster von dieser Seite aa nit. Die Zsigmondhüs

haben 9 Stunden gebraucht bis auf'n Spitz und beinah wären's nimmer auffikommen!"

Ungläubig wandte ich meinen Blick dem Talschluß zu, da ragten Gipfel empor, die weit mehr Eindruck machten: der große, mittlere, kleine und kleinste Zwölfer, links davon der Elferkofel und die Sertener Rotwand. Kurz vor dem Ende des Fischleintals gabelt sich der Weg: rechts führt er an den Wänden des Eisner vorbei durch das Altenteintal hinauf zum Toblinger Riedel, wo die Dreizinnenhütte steht. Unser Weg führt uns nach links ins wilde Bachertal. Welch ein Gegensatz! Verschwunden ist der liebliche Lärchenwald, verschwunden der mit saftigem Grün bewachsene Waldboden, eine wilde zerklüftete Schlucht nimmt uns auf, hier ist nichts mehr, was an ein Paradies erinnert. Ueber gewaltige Trümmer geht es steil in die Höhe, immer wilder wird der Weg, immer grauenvoller das Felsenwirrsal, das den Wanderer umgibt. Endlich lichtet sich die Schlucht und wir stehen nach zweistündiger Wanderung vor der Zsigmondhütte des Oesterr. Alpenklubs. Welch ein Platz! Der riesenhafte Aufbau des Zwölfers scheint den Beschauer zu erdrücken, Furcht und Grauen beschleicht uns, man wagt kaum zu atmen, und erst nach längerem Verweilen weicht das beklemmende Gefühl. Aufrechtig gestanden war mir der Gedanke, in dieses Felsenlabyrinth einzudringen, etwas unbehaglich, doch ein Blick auf das neue, starke Seil meines Führers beruhigte mich. In der gemüthlichen Hütte fand ich Schriftwerke über den Zwölfer und die anderen Sertener. Nun las ich begierig die abenteuerlichen Fahrten der Zsigmondh — die Folge davon war, daß ich die Nacht beständig kletternd verbrachte. Mir ging es wie jenem Ritter in Schiller's Kampf mit dem Drachen: „Ja, selbst im Traum der stillen Nächte fand ich mich keuchend im Gefechte!“ Dabei hatte ich aber die Genugtuung, überall als Sieger hervorzugehen. Auf diese Weise habe ich sämtliche Sertener Dolomiten im Schlafe erfolgreich bestiegen.

Der Tag brach an, ein grauer nasser Nebeltag, er war dem Eisner gewidmet. Eine kurze, hübsche Kletterei brachte uns auf den Gipfel, wo uns Nebel und Regen empfangen.

Sepp frohlockte. „Da haben's gleich, rief er, was Sie wollen — einen Gipfel ohne Aussicht!“ Völlig durchnäßt kamen wir wieder zur Hütte, trotzdem war ich hochbefriedigt von dieser Uebungsfahrt. „Na Sepp, ist das nicht eine schönere Uebungsfahrt, als so ein Bummel auf den Helm?“ — Sepp jedoch war anderer Meinung — für ihn hatte der Helm einen ganz besonderen Reiz. Die Wirtschafterin Anna war aber auch ein liebes Mädel, und als ich sie später kennen lernte, fand ich es begreiflich, daß Sepp bei allen seinen Fahrten, trotz der schönsten Klettereien, immer dachte: „Ach Anna, zu Dir ist mein liebster Gang!“

Der nächste Tag sollte ernste Arbeit bringen. Geplant waren die Ueberschreitung des Zwölfers und die Erstiegung des Elfers mit Ab-

stieg nach Sertzen — eine Gewaltfahrt die in dieser Verbindung noch nicht ausgeführt worden war.

Frühzeitig brachen wir auf, noch funkelten die Sterne am Himmel, und nur ein matter Schein im Osten verkündete das Nahen des Tages. Im zitternden Schein der Laterne stiegen wir rechts über Schnee und Geröll hinauf zum Sandebüheloch. Hier mußten wir rasten, um den Anbruch des Tages abzuwarten, noch war es zu dunkel, auch hofften wir, daß die Sonne den eiskalten Fels etwas erwärmen würde. 3 Uhr 59 Minuten stiegen wir in die Südwestwand ein, und nun begann ein 3stündiges Steigen und Klettern über schmale vereiste Geröllbänder, über steile Platten, durch Rinnen, die alle mit einer unheimlichen Eisschicht bedeckt waren, hinauf und hinüber in jene Schlucht, die zwischen dem hohen und mittleren Zwölfer hinab zieht. Nach ihrer Querung jenseits empor. Ueber steile plattige Felsstufen zu einem weiten Blockamin, nach dessen Durchkletterung jenes Band erreicht wird, das den obersten Gipfelaufbau des Zwölfers franzartig umzieht, über dieses Band, zum Teil kriechend, in die Scharte zwischen mittlerem und hohem Zwölfer. Von der Scharte das Band bis auf die Ostseite weiter verfolgend zu einer Felskanzel, dann einen Felsporn überkletternd steil zum Gipfelgrat und auf diesem mit wenigen Schritten zur Spitze. Es war kurz vor sieben Uhr als wir den unerläßlichen Juchzer in's Tal schickten. Die Erkletterung war durchweg, besonders durch die Vereisung der Bänder und Platten, schwierig, nun lohnte eine wunderbare Aussicht die überstandene Mühe, ein Umstand, der meinen Sepp zu der tiefsinnigen Bemerkung veranlaßte: „Na Herr — Berge mit Aussicht sind doch aa nit zu verachten!“ „Aber keine Aussichtberge wie der Helm! Das ist ein Mangel —!“ „Aber ein Liaber“ — fügte Sepp hinzu, und ich wußte, woran er dachte. Ueber die Ostseite ging es hinab zum Giralbajoch; eine sehr steile Eisrinne, zu deren Bewältigung wir Steigeisen anlegten, war das schwierigste des Abstieges. Dann ging es nach Norden hinüber zum Neuzeren Loch und über den Zsigmondweg zum Gipfel des Elfer. Die Kletterei fand ich etwas leichter, als die auf den Zwölfer. Die Ueberschreitung einer kleinen vereisten, mit Neuschnee bedeckten Scharte und kurz unterhalb des Gipfels die Ueberkletterung eines vereisten Blockes bildeten die Hauptschwierigkeiten. Um 3 Uhr waren wir auf dem Gipfel, wo uns eine recht unangenehme Ueberraschung zu teil wurde. Wir hatten, da es sehr warm war, unsere Toppen unten im Kar bei Rucksack und Eispickel zurückgelassen. Auf dem Gipfel aber überfiel uns ein heftiger Schneesturm, der uns in Hemdsärmeln umso empfindlicher traf. Auch der Abstieg gestaltete sich durch den Neuschnee sehr bedenklich, doch kamen wir ohne Unfall, aber gründlich durchkältet wie bei einer Winterfahrt zu unseren Sachen, und im Eilmarsch ging es hinab nach Sertzen, wo wir um 3/4 8 eintrafen. Die Fahrt hatte 15 1/4 Stunden



gekostet. Für einen einigermaßen normalen Menschen hätte das genügt, um einen Rasttag zu machen. Aber ich, der den Ehrgeiz hatte, sich zu einem alpinen Kämpfer auszubilden, beschloß schon am nächsten Tage die Dreischusterspitze vom Innerfeldtale in Angriff zu nehmen.

Wie fast in allen Teilen der Alpen die höchste Erhebung zuerst die Aufmerksamkeit der Bergsteiger erregte, so auch in den Sertener Dolomiten. Schon im Jahre 1869 wurde die Dreischusterspitze zum ersten Mal erstiegen, und wie bei der Marmolata und beim Langkofel war es auch hier Paul Grohmann, dem die erste Besteigung glückte. Mit seinem erprobten Kletterführer Peter Salcher, Franz Innerkofler und einem jungen Burschen aus Sertten ging Grohmann am 17. Juli von Sertten aus, bezog in der Weißlahn ein etwa 2000 m hochgelegenes Freilager, von dem es ihm gelang, die Spitze am nächsten Tage nach 5 stündiger Kletterei zu erreichen. Grohmann schilderte die Besteigung über die Ostwand als unbedenklich, fand sie aber doch schwieriger, als die der großen Zinne und des Langkofels. Trotzdem der Bann nun gebrochen war und die Besteigung als unerschwerlich erkannt worden war, fand Grohmann erst 5 Jahre später Nachfolger.

Die Führer Michel und Johann Innerkofler wiederholten die Fahrt, um den Berg kennen zu lernen. Doch auch jetzt noch blieben die Besteigungen sehr vereinzelt — in 12 Jahren wurde der Gipfel nur 11 mal betreten. Da führten die Gebrüder Emil und Otto Zsigmondy im Jahre 1881 die erste führerlose Besteigung aus, die sich sehr abenteuerlich gestaltete. Vom Bad Moos ausgehend, wählten auch sie die Ostwand zum Anstieg. Auf der Geröllhalde der Weißlahn fanden sie Trittsuren einer früheren Partie. Schnell kamen sie vorwärts, und schon glaubten sie, dem Gipfel nahe zu sein, als sie sich verstiegen, und nun begann eine schwere und gefährvolle Kletterei. Erst nach 9 Stunden erreichten sie den Gipfel. Völlig erschöpft, in zerrissenen Kleidern, mit zerschundenen Händen kehrten sie spät abends nach Moos zurück. 15 Stunden hatte die Fahrt erfordert. Die abenteuerliche Schilderung der Besteigung brachte dem Berg bald neue Freunde, aber niemals hätte es die zahme Ostseite vermocht, der Dreischusterspitze den Ruf eines der allerschwierigsten Dolomitengipfel zu geben. Hierfür war die Westwand, die Besteigung aus dem Innerfeldtal auszuweisen. Wer den Gipfel von dieser Seite erblickt, der begreift die Bezeichnung König Schuster und beugt sich der erhabenen Majestät, aber seine Brust wird von Stolz erfüllt sein, diesen Riesen besiegt zu haben. Größere Gegensätze als zwischen der Ost- und Westseite dieses Berges sind kaum zu denken. In ungeheurer Steilheit stürzt die Westwand auf eine vom Innerfeldtale emporziehende Schutthalde nieder; ihre wirkliche Höhe veranschlagt Dr. Carl Diener selbst an ihrem niedrigsten Teile auf mindestens 800 Meter. In dem unteren Teile der Wand macht sich eine fast stets mit Schnee bedeckte

Stufe bemerkbar. Die mittleren Teile der Wand sind prall und mauerartig, und erst ganz oben, wo sich aus der Wandfläche die phantastisch gezackte Gipfelkrone emportürmt, entfaltet die Vorderansicht eine reichere Gliederung. Der eigentliche Gipfelturm erhebt sich in der südlichsten Ecke des Hauptgrates. Eine breite Eisrinne liegt in seiner Westseite eingebettet, eine zweite zieht zwischen dem Gipfelturm und einem weiter nördlich aufragenden Zacken der Schusterkrone hinab. Nördlich von diesem Zacken erhebt sich ein blutrot gefärbter Turm, links von diesem zieht wieder eine schmale Eisrinne gegen die schneebedeckte Stufe hinab. Diese Rinne und die Eisrinne des roten Turmes bilden den Schlüssel zur Besteigung aus dem Innerfeldtale. Wer eine von beiden verfehlt, wird niemals den Gipfel erreichen. Die Ehre, den Schuster auf diesem Wege besiegt zu haben, gebührt den Bergsteigern Sigmund Zilzer und Robert Hans Schmitt, die das Wagnis mit dem Führer Pietro Dimai im Jahre 1888 unternahmen.

Schon 1884 hatten Emil Zsigmondy, Professor Karl Schulz und Ludwig Purtscheller eine Besteigung versucht. Sie wählten zum Einstieg das breite Schuttkar, das zur Steinalpenscharte emporzieht; nach einem verzweifeltsten Auf- und Nieder-, Kreuz- und Querklettern kamen die Bergsteiger am späten Nachmittag endlich auf die Spitze des etwa 60 Meter niedrigeren nördlichen Turmes. Ein Uebergang zur höchsten Erhebung schien aussichtslos, muß aber dennoch versucht worden sein, denn der Abstieg brachte die Bergsteiger in die Nacht hinein, sodaß sie gezwungen wurden, in der Höhe von 2900 Metern ein Freilager zu beziehen. Erst am anderen Tage mittags trafen sie wieder in Sertten ein. Auch der bekannte Georg Winkler machte einen Versuch, wurde aber ebenfalls abgeschlagen. Er erreichte nur einen Turm, den er 30 Meter niedriger schätzte und der ebenfalls südlich von dem Gipfelturm aufragte. Beim Abstieg wurde auch Winkler durch einbrechende Dunkelheit zu einem Freilager gezwungen.

Es war daher natürlich, daß Zilzer und Schmitt durch die Mißerfolge der bekanntesten und hervorragendsten Bergsteiger gewihigt, nur nach besonderen Vorbereitungen an die Ausführung der Fahrt gingen. Sie schickten die Führer Dimai und Veit Innerkofler tags zuvor zu einer gründlichen Beobachtung aus. Spät kehrten sie nach Sertten zurück und erzählten, „sie wären ziemlich hoch gekommen, ob aber der Gipfel zu erreichen wäre, könnten sie nicht sagen. — Es wäre da, wo sie umkehrten, schon recht schlecht gewesen, die schlimmsten Stellen wären aber wohl erst weiter oben.“ — Trotzdem hatten sie Lust, den Berg „anzupacken!“

Nun wurde Veit Innerkofler auf dem gewöhnlichen Wege auf den Gipfel geschickt, um die Partie von oben her zu unterstützen. Dieser Vorsicht hatten sie den Erfolg zu verdanken; nicht allein, daß

Weit vom Gipfel her durch Zurufen den Besteigern die Lage des höchsten Punktes angeben konnte, er kam ihnen auch entgegen und warf ihnen an einer heißen Stelle das Seil zu, das sie alle drei benutzten. 1 Uhr mittag, nach zehnstündiger schwerer Arbeit lagerte die Partie am Steinmandl.

Ueber die Schwierigkeiten sagt Zilzer: „nach seiner Meinung hätten andere Dolomitberge, wie zum Beispiel die Kleine Zinne, die Grohmannspitze und die Cima della Madonna wohl einige technisch schwierige Stellen, doch sind bei allen diesen Fahrten die Schwierigkeiten auf verhältnismäßig geringe Ausdehnung zusammengedrückt und können bezüglich des Zeitaufwandes in keinen auch nur entfernten Vergleich mit der Fahrt auf die Dreischusterspitze vom Innerfeldtal aus gebracht werden.“ Auch Dr. Carl Diener, der später die Fahrt mit den Führern Weit Innerkofler und Watschinger wiederholte, läßt der Fahrt hinsichtlich ihrer Schwierigkeiten volle Gerechtigkeit widerfahren, er gibt ihr das Zeugnis einer Fahrt ersten Ranges in jeder Hinsicht und fügt hinzu: „In Bezug auf Schönheit und Eigenartigkeit ihrer landschaftlichen Bilder steht sie in meinen alpinen Erinnerungen nur der Wanderung über die Schneide des Walliser Weißhorns nach . . . Die Ersteigung der Dreischusterspitze aus dem Innerfeldtale darf mit Recht zu jenen wenigen Hochtoren in Tirol gezählt werden, die einer Expedition in den Westalpen nicht nur in Bezug auf die Intensität, sondern auch auf die Dauer der Schwierigkeiten gleichkommen . . .“

Auch der bekannte Alpinist Norman-Neruda hatte an der Westwand einen Mißerfolg. 3 Uhr 20 Minuten war er mit Sepp Innerkofler von Sexten aufgebrochen. Da ihm der Schnee in der großen Rinne zu weich schien, zog er es vor, die linksseitigen Felsen zu erklettern. Aber je höher er kam, um so ungangbarer wurde die Wand. Um 5 Uhr nachmittags gab er die Fahrt auf und trat den Rückzug an. Erst am nächsten Tag — 4 Uhr früh — traf er wieder in Sexten ein. Der mißglückte Versuch hatte ihm, wie er selbst schreibt, 24 Stunden 40 Minuten, einschließlich 1 Stunde 20 Minuten Rast, gekostet.

Diesen Gipfel mit der reizvollen Vergangenheit schickte ich mich an, nun zu ersteigen, Es war die 5. Ersteigung aus dem Innerfeldtale. Die 15stündige Fahrt tags zuvor, der 2 Stunden lange Weg bis zur Innerfeldwiese hatten mich stark ermüdet, und es war kein Wunder, daß ich auf der steilen Geröllhalde, die auch hier dem Berge vorgelagert ist, nur sehr langsam vorwärts kam. Sepp war weit voraus, jetzt blieb er stehen und rief mir zu: „Wenn der Herr nit besser steigt, kemmen wir heut nimmer auf den Schuster!“ Grober Kerl dachte ich, „besser steigen“ im feinen Schutt — immer 3 Schritt vor, dann wieder 2 zurück und diese Geröllhalde wollte kein Ende nehmen,

sie wurde mir herzlich sauer. Endlich war die Schinderei zu Ende und ein ungemein wildes Felskar erreicht. Ringsum himmelhohe, pralle Felswände, von unheimlichen Eisrinnen durchzogen, vergeblich sucht das Auge nach einem Angriffspunkt. Sepp zeigt nach links auf eine schneebedeckte Stufe. „Da hinauf geht's!“ — Das „Wie?“ blieb mir vorläufig noch ein Rätsel. Unter einem großen Felsblocke fanden wir Wasser, hier erquickten wir uns und füllten die Flaschen, dann stiegen wir in die Wand ein. Aber schon die ersten Schritte zeigen uns, daß sie stark vereist ist. Sepp flucht und schlägt das Eis von den Felsen — klirrend fliegen mir die Eissplitter um die Ohren. Meine Hoffnung, mit Kletterschuhen, diesem wunderbaren Dolomiten-Hilfsmittel arbeiten zu können, ging verloren, hier wären Steigeisen besser am Platze gewesen, aber auch diese hatten wir leider in Sexten gelassen. Daran war nichts mehr zu ändern, jetzt hieß es vorwärts! Eine breite Eisrinne sperrt uns den Weg. Sepp treibt zur Eile. „Ueber die Rinne müssen wir schnell — da kommen Steine!“ — Schnell — leicht gesagt. Sepp schlägt Stufen, aber so weit auseinander, daß ich mit mangelndem Geschick mir eine Zwischenstufe hauen mußte. Hilflos stehe ich inmitten der grauenvollen Rinne, Sepp schon am anderen Rande schreit und flucht, während mich kleine Geschosse umsausen. Ich sehe sie nicht, höre nur ihr unheimliches Pfeifen. Endlich ist der gefährliche Quergang überwunden. Gottlob! Etwas leichteres Gestein führt uns zu der erwähnten Stufe. Der lange Eiskamin, der in furchtbarer Steilheit, bis zu 60 Grad, die Westwand durchzieht, lag vor uns. Da hinein müssen wir. Ueber schmale Felsbänder, einige glatte Wandstellen umgehend, erreichten wir ihn. Schauerlich ist der Blick noch oben, die furchtbare Steilheit läßt den Ausgangspunkt nicht übersehen. Steinhartes Eis gibt meinem Sepp harte Arbeit. Die Stufen müssen groß und sicher geschlagen werden, denn ein Ausgleiten hier wäre das Ende. Aber daran denkt man nicht — nur vorwärts! Hinauf! Zwei Mal wird der Kamin durch Riesenblöcke gesperrt. Nun heißt es nach rechts in die Wand hinaus, aber auch hier sind die Platten mit einer dünnen Eisschicht überzogen. Verfligter Schuster, dachte ich — der biedere Landmann im Eisenbahnabteil hat Recht: Da gibts keine G'spaffetteln — nein — hier hört der Spaß auf. Trotz meines Führers Drängen kamen wir nur langsam vorwärts. Endlich — endlich lag der schauerliche Kamin, der sich oben zu einer Eisschlucht verbreitert, unter uns. Jetzt erblicken wir die zackige Gipfelkrone über uns, aber noch weit, sehr weit ist es bis zum Gipfelgrat. Schauerlich ist der Ort, wo wir uns befinden. Wie ein Bild aus Dantes Hölle mutet uns die Umgebung an. Türme vor uns, über uns; zwischen ihnen schießen senkrecht Eisrinnen in die Tiefe. Ein blutroter Sturm, der den Eindruck macht, als wolle er sich jeden Augenblick auf uns stürzen, erhebt sich über uns, links davon ist jene Eisrinne eingebettet, die die Zsigmondys benutzten. Wo

liegt der Gipfel? Welcher von den Türmen trägt den Steinmann? Mir scheint es unmöglich, aus diesem Labyrinth heraus zu kommen. Auch Sepp zögerte. Sollte unserem „Vorwärts“ hier ein „Zurück“ drohen? Sollte auch ich beim Schuster Pech haben? — Und noch immer zögert Sepp. Tiefer Ernst liegt in seinen Zügen. Jetzt lächelt er — vielleicht daß er in diesem Augenblick an seinen geliebten Mangel, an den Helm dachte! Gott sei Dank! jetzt lacht er — „Herr, ruft er mir zu, hier ist schon Mancher umgekehrt; glauben könnt man's nit, daß man da hinauf kommt, aber aufpassen müssen's jetzt!“ Und er klettert an der linken Kante des Turmes empor. Unheimlich ist der Anblick! Jetzt ruft er „nachsteigen!“ Besorgt blickte ich hinauf. „Stehst Du auch sicher?“ rief ich ihm zu. „Nur la Furcht, kam es zurück, hier halt ich anen Ochsen!“ Das beruhigte mich, und bald waren wir wieder vereinigt. Leichteres Gelände folgte. Auf schmalen Bänden schritten wir unterhalb der Gipfelkrone nach rechts hinüber. Sepp stößt einen Freudenschrei aus: „Da war früher, so rief er, ein brüchiger Block, der das Band versperrte und unter dem man hindurchkriechen mußte; der muß inzwischen abgestürzt sein — der Weg ist frei — das war die gefährlichste Stelle — jetzt geht's leicht!“ Leicht! Heilige Einfalt. An diesem Berge ist nichts leicht: der Schuster ist wirklich ein Z'widerwurzn!

Nachdem wir einige Meter abgestiegen sind, blicken wir in eine Rinne, die, mit schwarzem Eis gefüllt, jäh in die Tiefe stürzt. Da hinüber müssen wir. Sepp schlägt Riesenstufen. Trotzdem ist der Quergang immer noch äußerst heikel. Drüben folgen sehr schwere Felsen, die uns zu einer kleinen Scharte führen. Hier blickt man hinunter ins paradiesische Fischleintal. Welch ein Gegensatz! Dort unten das lachende, blühende Leben — hier oben starre tote Felsenwildnis. Aber schon winkt uns der Sieg, schon sind wir dem Gipfelgrat ganz nahe. Ein kurzer Uebergang bringt uns in die Rinne, die zwischen den beiden Gipfeltürmen hinabzieht. Bald ist auch sie durchstiegen. Jetzt stehen wir in der Scharte unmittelbar unter dem höchsten Turm. Rechts im Sinne des Anstiegs geht es empor, nur noch einige Minuten schwere Felsarbeit und wir betreten die Gipfelburg des mächtigen Schusters. Nach wenigen Schritten begrüßen wir jubelnd und jauchzend den Steinmann. Die Dreischusterspitze, die Königin der Sektener Dolomiten, nimmt unsere Huldigung entgegen. Wie alle Frauen hatte auch sie sich äußerst spröde und zurückhaltend gezeigt, aber Keckheit, Mut, Entschlossenheit und Ausdauer hatten auch hier ihren Widerstand bezwungen. Die bekannte Goethesche Anweisung hatte sich wieder bewahrheitet:

„Geh den Weibern zart entgegen,  
Du gewinnst sie auf mein Wort.  
Doch wer keck ist und verwegen,  
Kommt fürwahr noch besser fort — — —“

„Keck und verwegen“ das hatte uns den Sieg gebracht! Wir hatten allerdings sieben Stunden gebraucht, aber ich denke, um eine Königin zu erobern immerhin kein allzugroßer Zeitaufwand.

Der Abstieg wurde über die zahme Ostwand angetreten. Auf der Weißlahn-Geröllhalde setzten wir eine Schuttlawine in Bewegung, mit der wir geschwind in das Tal hinabfuhren. Nach 16 Stunden kehrten wir wieder in Sexten ein.

In der Sitzung am 12. März sprach unser Sektionsmitglied Herr R. Krünert unter Vorführung von Lichtbildern über: „Schiläufers Lehr- und Wandertage im Riesengebirge“.

Weihnachten 1907 war es, als wir „Schrammsteiner“ nach mehreren sommerlichen Alpen- und Kletterfahrten zum ersten Mal eines unserer beliebtesten Mittelgebirge, den Harz, aufsuchten, um ihn in seiner Winterpracht kennen zu lernen. Nur sehr wenigen gleichgestimmten Seelen begegneten wir auf den tiefverschneiten Waldwegen. Einsam lagen Dörfchen und Gehöfte in feierlicher Weihnachtsstimmung. In Braunlage stießen wir auf die ersten Schiläufer, die in den Straßen des Städtchens den Anfangsstudien dieses damals bei uns noch wenig verbreiteten Sportes oblagen.

Auch nach Schierke brachte uns unsere Winterfahrt. Dickster Neuschnee war gefallen; trotzdem — oder vielleicht gerade deswegen — blieben wir bei unserem Plan, dem Brocken zu Leibe zu gehen. Wir kamen durch und hinauf zum Gipfel. Aber mühsam war das Stufentreten in der stets wachsenden Schneelast. Bis über die Knie versanken meine Haren, und wer sie kennt, weiß, was das für die kleineren Gefährten bedeutet. Besonders kräfteraubend war die Querung des Brockenplateaus, dessen meterhohe Schneelage überfroren war, so daß wir bei jedem Schritt bis an den Leib durchbrachen. So mancher derbe Fluch stieg von unseren sonst so zarten Lippen in die dichten Nebelschwaden, die ein rücksichtsloser Nordost über die vereiste Hochebene dahinjagte. Und wie das Maultier im Nebel seinen Weg, so suchten und fanden wir schließlich die Annäherungsmöglichkeit zum Brockenhaus, als wir die Geleise der Brockenbahn kreuzten. Nach einem Viertelstündchen schweren Stampfens und Pustens stieg gespenstisch das ersehnte Ziel auf, und bald saßen wir „zur Seite des wärmenden Ofens.“ Dieser Tag der Brockenbesteigung war der Geburtstag unserer Schiläufbahn; denn da kam der Plan zur Welt: Die nächste Winterfahrt nicht ohne Schneeschuhe!

Der folgende Herbst sah uns beim Einkauf vieler zum Schiläuf nötigen Dinge. Manches mußte wegen ungünstiger Finanzlage gestrichen werden. So zogen wir denn in unserer schlichten Bergsteiger-gewandung von dannen, und ich muß das Geständnis ablegen, daß wir uns auch heute noch nicht als Schiläufer strengster Ordnung be-

trachten, für die der fleidsame, blaue Schianzug und die Lauparschuhe Bedingung sind. Auch heute noch stehe, fahre und falle ich mit Lodenzug und Nagelschuhen.

Meinem Bericht vorangestellt sei die Behauptung, die ich als Bergsteiger besonders unterstreiche: „Es gibt keinen Sport, der den Menschen in stärkerer Weise ergreift und fesselt als der Schilaufl.“ Indem er uns die Vorzüge einer durchgreifenden Leibesübung zuteil werden läßt, eröffnet er uns die Möglichkeit, in jene Einsamkeiten zu steigen, um derentwillen wir in die Berge ziehen.

Das geeignetste Schilauflgebiet für uns Berliner ist unstrittig das Riesengebirge. Es ist in kürzester Zeit zu erreichen und hat zu Weihnachten und Ostern immer Schnee.

Nun machen Sie sich, bitte, auf die — Schier und durchstreifen Sie mit uns Rübzahl's Berge im Winterkleid! Geht's auch nur in ein Mittelgebirge; Sie können mir getrost folgen, ohne von Ihrem Ansehen als Mitglieder des Alpenvereins das Geringste einzubüßen. Schon zur Sommerszeit erinnern Höhenzüge und Talbildungen an Alpenlandschaften. Im Winter trägt das Riesengebirge einen durchaus hochalpinen Charakter, bedroht uns mit den Gefahren der Alpen wie kein zweites Mittelgebirge. Plötzlich einfallender, schier undurchdringlicher Nebel, auffallend starker Frost, dichtes, oft tagelang währendes Schneegestöber, Sturmwind von höchster Gradstufe, ja selbst Lawinengefahr lassen die Winterfahrten im Riesengebirge oft zu hochtouristischen Leistungen aufsteigen.

Ich will versuchen, Ihnen all das Schöne vorzuführen, das uns zu schauen die Bretter ermöglicht haben. Sollten diese auch für Sie eine Welt bedeuten, so müssen Sie das bedeutksamste Winter-Sportgerät selber anwenden und beherrschen lernen; Theater werden sie bei den ersten Versuchen sicherlich ebenso darauf machen, wie wir es getan.

Also am ersten Weihnachtsfeiertag früh treffen wir uns auf dem Görlitzer Bahnhof, um uns selbst und die Schier möglichst vorteilhaft unterzubringen. Auf dem Wege zum Bahnhof wappne man sein Herz mit Ruhe und Geduld gegen tiefe Unschuld oder kränkende Bosheit von groß und klein! Mich fragte eine Berliner Range einst, ob ich „mit die Gardinenstangen petscheln gehen“ wolle. Ein anderer hoffnungsvoller Sprößling empfing mich nach einer österlichen Riesengebirgsfahrt im frühlingwarmen Berlin mit dem vernichtenden Zuruf: „Och, bei die Hize!“ Auf der Plattform der Elektrischen raunte ein Fahrgast dem andern zu: „Das sind die Dinger, mit die sie über die Bäume springen“. Mit sportlichem Gleichmut ertrage man die neckische Neugierde und den billigen Spott dieser Verächter unseres königlichen Sportes.

Unsere Fahrt geht über Hirschberg nach Ober-Schreiberhau. Tiefbetrübt schauen wir drein, wenn das Tal schneefrei ist; denn da heißt's:

Schier über! und tragen bis zum Zackelfall, wo bestimmt der Schnee beginnt. Doch wir haben Glück bei unserem ersten Ausflug: Schreiberhau im Schnee! Wir und die Schier wiehern vor Freude. Der Schilaufl erhält die erste Anweisung. Besteigen kann er seine hölzernen Pferdchen noch nicht; denn er würde vor den Augen der zahlreichen Fremdlinge eine traurige Figur abgeben. Außerdem sind die Straßen und Wege festgefahren, so daß der Schneeschuh sich nicht in seinem Element fühlen würde. Wir wählen den kürzesten Aufstieg zum Ramm, den durch Rodel- und Hörnerschlitten ausgefahrenen Weg über Zackelfall zur Neu-Schlesischen Baude. Es heißt also zu Fuß aufwärts, die Schier „bescheiden am Zügel geführt.“

Weihnachten ist die Zeit des Nebels im Riesengebirge. Unten im Walde stört uns der leichte Schleier nur wenig. Zum ersten Mal bewundern wir den Bergwald in seiner Winterpracht. Nebel und Frost haben ihn mit zartem Raureif geschmückt. Je weiter hinauf, je größer wird die Schnee- und Eislast der Bäume, die mehr und mehr ihre charakteristische Form einbüßen. Niedriger werden die Stämme; lichter wird der Bergwald, bis er oben auf dem Ramm in zerstreutes Knieholz übergeht, das ein schwerer Eispanzer fast unkenntlich gemacht hat. Der Wald steigt sich tot.

Nach zweistündigem Schneetreten halten wir vor der Baude, die uns den ersten herrlichen Blick in die schneeige Weite eröffnet.

Doch ist unser Ziel noch nicht erreicht; weiter geht es zur 1/2 Stunde entfernten Wossickerbaude, die uns mehrere Weihnachten als Standlager diente. Der Schnee wird besser, d. h. frei von den tiefen Furchen der Hörnerschlittenfahrten. Die Rundigen schnallen die Gleitbretter an. Der Schilaufl genießt den ersten Unterricht, wie er ohne großen Kräfteverbrauch bergauf zu steigen hat. In dem tiefen Schnee reift sein Urteil über die Nützlichkeit der bis dahin tatenlosen Hölzer. Er hat bisher nicht begreifen können, wie man mit den langen Brettern auch bergan steigen kann. Nicht übermäßig schnell geht es hinauf; aber es geht eben und zwar erheblich leichter als ohne Schneeschuh, der beim Bergaufsteigen im meterhohen Schnee seine Aufgabe als Verkehrsmittel vorzüglich löst.

Die Stangenbezeichnung nach rechts führt uns bald zu der mit Unraum gezierten Wossickerbaude, in der wir unsere eisbegrustete Winterhülle und stark ausgekühlte Seele aufstauen. An die Baude schließt sich ein ziemlich baumfreies Übungsgelände, auf dem unsere eigentliche Lehrzeit beginnen soll. Denn bevor wir auf eine Fahrt mitgenommen werden, heißt es, die Elemente des Schilaufls in die Beine kriegen. Der Schiläufer mag an sich ein herzensguter Mensch sein, der sämtliche Tugenden übt und dem Laster im weiten Bogen aus dem Wege fährt. Aber im Grunde seiner Seele schlummert der nicht unerhebliche Rest heidnischen Lustgefühls, die Schadenfreude, von deren Größe man sich erst einen Begriff machen kann, wenn ein Schilaufler

gemeldet ist, der zum ersten Mal auf die abschüssige Schneefläche losgelassen wird. Auf alle leiblichen Genüsse verzichten sie, die hartherzigen Gefellen, um sich zu weiden an der ersten Abfahrt des ahnungslosen Opfers. Nur ganz hervorragende Begabung oder dichter Riesengebirgsnebel sind imstande, die Hoffnungen der Erbarmungslosen zu zerstören. Mit der gleichgültigsten Miene versehen sie dem Neuling gute Ratschläge, wohl wissend, daß sich in kürzester Frist die Wahrheit des Schi-Distichons erfüllen wird:

„Im Hexameter stolz besteigt der Jüngling den Schneeschuh.  
Im Pentameter drauf wälzt er sich prustend im Schnee.“

Der einzige Trost nach diesem Leid ist die Gewißheit, daß es allen so ergangen ist und so ergehen wird.

Die erste Abfahrt hat ihre Schuldigkeit getan, indem sie das Zwerchfell unserer Freunde in wohlthuende Erschütterung versetzte und uns die durch Erfahrungstatsachen erhärtete Erkenntnis brachte: Der Mensch denkt; der Schi lenkt! Die Tanne nämlich, die wir am eifrigsten zu vermeiden strebten, wurde uns zum unabwendbaren Verhängnis. — Bald gelang das Gute zum sieghaften Durchbruch; denn jetzt setzt die aufopfernde Tätigkeit des kundigen Schifreundes ein. Die größten Fehler lernt man bald vermeiden, wenn man sich der physikalischen Grundgesetze über Reibung, Beharrung, Schwerkraft und Gleichgewicht erinnert, auf denen das ganze Geheimnis des Schilaufs beruht.

Daß uns am nächsten Morgen Gelenke und Muskeln von den Anstrengungen des ersten Lehrtages lebhaft schmerzen, verraten wir nicht. Führt uns doch die erste Schifahrt ins Weite.

Goldigster Sonnenschein durchflutet bei unserem Aufbruch den Winterwald. Die Fahrt geht ins Mummeltal und über den Plechkamm zu den Hofbauten. In der ersten Viertelstunde gleiten unsere Schier auf herrlichem Waldwege mit mäßigem Gefälle langsam zu Tal. Die ernste Schönheit des Winters hält uns fest umfangen. Doch bald ist es zu Ende mit dieser stillen Andacht; denn unsere Bretter laufen schneller. Schmäler wird der Pfad, der uns durch Hochwald ins Mummeltal führt. Jetzt heißt es aufpassen; denn unser Waldweg ist zu beiden Seiten abschüssig und wird links von einem tiefen Graben begleitet, der uns andauernd bedroht. „Laufen lassen!“ schreit eine Stimme vor uns. Wir lassen sie laufen, unsere Bretter, und wie sie laufen, sie rasen! Besonders an starken Kurven wird unsere Gleichgewichtslage gewaltig erschüttert.

Und erblicken wir auf unserer Abfahrt erst Schneelöcher oder gar tiefe Mulden im Schnee, die uns vom Sturze eines Voranfahrenden melden, so ist es um uns geschehen. Mit einem „bumm“ sausen wir in den weichen Schoß unserer Mutter Erde. Wir sind in eine prächtige Schneewehe geraten. Gottlob ist kein photographierender Freund in der Nähe, der den Vor- und Hinfall der Nachwelt sicher nicht vorent-

halten würde! Die unglaublichsten Lagen und Bewegungen zeitigen die meist harmlos ablaufenden Beweise von der Anziehungskraft der Erde. Zunächst „rudert man mit Kraft und mit emsigem Fleiß“, um das Gesicht frei zu bekommen. Ein kräftiges Prusten verschafft uns Luft. Dann dreht sich der Körper in die Rückenlage; die Beine strecken sich in stummer Anklage gen Himmel. Das Aufstehen ist nun leichter gedacht als getan. Denn gedankenlos haben wir die Hölzer in die Richtung der abschüssigen Fahrbahn gestellt, und schon laufen sie davon, uns in hilfloser Hochstellung mitnehmend. Das nächste Bumm ist nun nicht mehr so bedenklich; denn wir sind der Erde näher. „Achtung, Brücke!“ ertönt es vor uns. Der Weg macht eine scharfe, steile Kurve und führt über eine Brücke, um jenseits wieder stark nach rechts abzubiegen. Leichter als wir geglaubt, schaffen wir das Hindernis und fahren drüber leicht bergauf. Vergessen sind alle Schwierigkeiten, und feierlich wird uns wieder zumute, wenn wir auf unserem Schneeschuh durch den stillen Walddom dahingleiten. Wir steigen zum Plechkamm auf, der uns mit wunderbaren Eisbildungen an den Bäumen aufwartet. Mit tiefdunklem Blau malt die Sonne die Schatten auf den leuchtenden Schnee. Bei der nächsten Abfahrt zeigen wir schon etwas mehr Geschick, wenngleich wir uns bei der steileren Ausfahrt aus dem Walde dem Eigenwillen unserer Bretter durch einen kräftigen Bumschwung widersetzen. Es blieb kein anderes Mittel übrig; denn unsere Hölzer fragen bei einer Wegteilung nicht nach Wunsch und Willen, wollten durchaus die glatte Rodelbahn geradeaus, die nach Kochlik führt. Wir wollen aber nach den Sahlbacher Hofbauten. Trotz gegenteiliger Behauptung der Geübteren befestigt sich die Erkenntnis: Schier sind nicht lenkbar.

Der Weg am Südhang des Plechkammes findet den Beifall des Anfängers: breite Bahn mit jungfräulichem Schnee, geringe Steigung bergauf und Abfahrten mit leichtem Gefälle. Bald sind wir bei der letzten Hofbaude angelangt, deren gutdurchwärmte Gaststube wir nach erfolgreichem Schneebefreiungskampfe betreten. Nach Bestellung einer hier vorzüglich zubereiteten Weinsuppe werden sämtliche Wärmequellen auf ihre Verdunstungskraft geprüft, und in kurzer Zeit ist die Stube mit allen möglichen nassen Ausrüstungsgegenständen zierlich geschmückt.

Die einstündige Rast ist vorüber, und hinaus geht es wieder in die weiße Landschaft. Wir steigen den steilen Hang zur Kesseltoppe hinauf, den man bei tiefem Schnee ohne Schneeschuh kaum schaffen würde. Mit unseren Brettern gelingt es. Besonders steile Stellen werden durch den sogenannten Treppenschritt bewältigt, dessen Eigenart wohl am besten durch die turnerische Bezeichnung: Nachstellgang seitwärts aufwärts erklärt wird. Oben am Wegweiser finden sich alle wieder zusammen. Ein Wolkenmeer lagert auf dem böhmischen Lande. Um die Kesseltoppe herum ziehen wir im prächtigen Schigelände auf

den Rorkonosch zu. Fernsichten von alpiner Großartigkeit eröffnen sich den staunenden Blicken.

Das vor uns liegende Elbtal weist nach dem lieblichen Spindel-  
mühle. Die Eisbäumchen des rauhen Rorkonosch tragen lange Eis-  
zapfen. Wir halten Kaffeeraut in der Elbsallbaude, die sich beim  
Scheidegruß der sinkenden Sonne besonders malerisch ausnimmt. In  
starre Fesseln geschlagen ist der Elbsall und der den Elbgrund um-  
rahmende Wald. Drüben im Westen senkt sich der Rorkonosch in schroffen  
Abstürzen zu Tal und verschwindet im wallenden Nebelmeer. Bald  
heißt es aufsteigen, um über die Elbwiesen, an der Elbquelle vorbei,  
die Stangenzeichen des Rammweges zu erreichen. Noch einmal blicken  
wir zurück auf die böhmischen Berge. Dann gleiten wir mit langen  
Schritten heimwärts, in unseren Standort. An dem Wege liegen die  
mit dichtem Unraum gezierten Quarz- und Gaussteine. Eine flüchtige  
Rückschau dankt uns die fern im Osten sichtbare Schnee grubenbaude  
mit einem letzten Gruß. Die untergehende Sonne übergießt das weite  
Schneegefülle mit zartem Rot; tiefpurpurn leuchtet der Himmel.  
Winterpracht des Riesengebirges!

Der nächste Tag ist wieder ein Uebungstag bei der Baude. Wir  
lernen das Bogensahren und Bremsen in flotter Fahrt mit Hilfe des  
Stodes, eine für Fahrten durchaus nötige Technik, deren Unkenntnis  
uns gestern in manche Not versetzt hat. Gewiß ist das Bremsen mit  
dem umfangreichsten Teil unseres Körpers wirkungsvoll, aber nicht  
immer ungefährlich, auch nicht ästhetisch, vor allem nicht sports-  
gemäß. Auch liegt die Wahrscheinlichkeit recht nahe, daß die in der  
Toppentasche schlummernden Zigarren Form und Genußfähigkeit ver-  
lieren. Unser emsiger Schifreund lehrt uns das Stemmahren und  
die Schneeflugstellung. Für Bergauf zeigt er uns den Gräten-  
schritt. — Da kommen von hoch oben aus dem Wald zwei Schiläufer  
in tadelloser Haltung auf uns zugefahren. Fürwahr, ein schöner An-  
blick, einen sicheren Läufer in fliegender Fahrt herankommen zu sehen!  
Soeben erschienen sie oben noch wie winzige Punkte auf der weiten  
Schneefläche, die sie jetzt in rasender Eile durchmessen. Leicht federnd  
bewegt sich der Körper bei den Unebenheiten des Bodens, wie eine  
Segeljacht sich den Meereswogen anschmiegt.

Wir sind begierig zu sehen, wo und wie sie zum Stillstand ge-  
langen werden. Sie fahren auf unseren Uebungsplatz. Eine leichte  
Kniebeuge, ein kleiner Bogen nach links und sicher steht der erste in  
einer aufwirbelnden Schneewolke. Der zweite dreht scharf nach rechts,  
und auch er hält plötzlich und ohne Sturz. Was war das? fragen  
wir erstaunt, und unser Schifreund und -lehrer erklärt uns die beiden  
brillanten Arten, in flottester Fahrt zu wenden und zu halten. Der  
Läufer hielt mit einem Telemark-, der zweite mit einem Christiania-  
schwung. Beide zu beschreiben, würde zu weit führen. Es genüge die  
Erklärung, daß man diese glänzenden Schwünge beherrschen muß,

wenn man von sich sagen will, man sei ein tüchtiger Schiläufer. Ihre  
Erlernung erfordert viel Zeit und Mühe.

Unbedingt nötig selbst zu schwierigen Geländefahrten sind sie nicht.  
Doch als eifriger Sportjünger läßt man sich die Bewegungen und  
Stellungen erklären und vormachen, und nicht lange hernach ertappt  
man sich bei dem kühnen Unterfangen, es „jenen gleich, vollkommen  
gleich zu machen.“

Das einzige, was uns zunächst gelingt, ist die andauernde, innige  
Berührung unseres schönen Körpers mit dem weichen Schnee. Doch  
wir verzagen nicht. Nur Uebung macht auch hier den Meister, und  
wohl dem Jünger, den ein ebenso geduldiger wie geschickter Meister  
auf die Fehler und Tricks aufmerksam macht. Tröstend sagt unser  
lieber Freund, der es schon besser kann: „Dazu gehören Jahre, und  
die fehlen Dir noch!“

Hierbei möchte ich nicht verschweigen, daß die beiden zuletzt ge-  
zeigten Aufnahmen auf einer Osterfahrt gemacht wurden, und gleich-  
zeitig die Gelegenheit benutzen, unseres lieben Freundes zu gedenken,  
dessen beliebte Redensart die soeben genannten Trostworte waren. Im  
Vordergrunde steht unser lieber Alpen- und Wandberggefährte Professor  
Hüffner, der im September vorigen Jahres den Heldentod für uns  
und unser Vaterland auf Frankreichs Erde gestorben ist. Mit stillem  
Weh im Herzen, aber auch mit Stolz gedenken wir seiner und gleich-  
zeitig unseres lieben Klettergefährten, des Hauptmanns v. Hesse, der  
bei Zwangorod den Heldentod fand. Unauslöschlicher Dank ihnen,  
den Getreuen, die sich für uns geopfert! Uns Schrammsteinern sind  
beide unvergeßlich und unerseßlich. Ein Bergheil ihrem Gedächtnis!  
— — Nun zurück ins Gebirge!

Eine größere Fahrt steht uns am nächsten Tage bevor. Wir wollen  
über den Ramm zur Wiesenbaude.

Gering ist die Steigung hinauf zur Tafelsteinplatte. Mit Neu-  
schnee bedeckt sind die eisgepanzerten Bäumchen. Beim Gleiten über  
den leicht gefrorenen Schnee der Elbwiesen erinnert uns der Schi an  
die Lautmalerei, die in seinem Namen liegt. Wie das Schiff die  
Wogen, so durchschneidet er mit zischendem Geräusch den Schnee.  
Darum wollen wir neben dem deutschen „Schneesuh“ getrost das  
nordische Wort „Schi“ gelten lassen.

Wir nähern uns dem Rammweg, der am Veilchenstein vorbei zur  
Schnee grubenbaude leitet. Soeben war diese noch deutlich sichtbar.  
Nebel steigen aus dem Tal und wallen in dichten Schwaden über den  
Ramm. Dem Wolfenschleier entragt die Baude wie ein Märchen-  
schloß. Für heute siegt die Sonne, und in kurzer Zeit erreichen wir  
die Schnee grubenbaude, die mit funkelndem Unraum bekleidet ist.  
Einen Blick in die Schnee gruben gönnen wir uns noch, bevor wir  
weiter wandern. Alpen schönheit!

Da der Ostabhang des „Hohen Rades“ wegen seiner Steilheit, Vereisung und Hindernisse für Schiläufer wenig geeignet ist, nehmen wir den kleinen Umweg über die Martinsbaude mit einer prächtigen Gausfahrt gern in den Kauf und erreichen den Rammweg wieder bei der großen Sturmhaube. Ueber Mannsteine, Mädelsteine, Mädelkamm geht es in schöner Abfahrt zur Peterbaude. Wenn ich wieder und immer wieder die Abfahrt mit einem schmückenden Beiwort hervorhebe, so sei daran erinnert, daß die Abfahrt den höchsten Genuß des Schiläufers darstellt, für den er gern jede Mühe und Anstrengung des Aufstieges darbringt. Sie ist es auch, die den Schi vom Verkehrsmittel zum Sportgerät emporhebt.

An dieser Stelle lassen sich die Fragen beantworten, was die Schneeschuhe sind und — was sie nicht sind, was sie zu leisten imstande sind und — was man nicht von ihnen erwarten soll.

Die Schneeschuhe sind keine Zauberhölzer, mit denen man Unmögliches oder Unglaubliches erreichen kann, wie sich die glühende Phantasie mancher Leute auszumalen scheint. Sie sind keine „Siebenmeilenstiefel, womit man über die Schneeflächen mit der Geschwindigkeit eines D-Zuges fliegt und dabei allerlei kleinere Hindernisse, wie Gräben, Bäume, Häuser, einfach überspringt“, wie so manche Aufnahme eines Schisprunges dem gar zu naiven Gemüt vorgaukeln könnte.

Die Schneeschuhe sind in erster Linie ein Verkehrsmittel bei tiefem Schnee, durch den man zu Fuß nur mit großem Kräfteverbrauch oder vielleicht überhaupt nicht kommen würde. Dabei möchte ich einschalten, daß der willkommenste Schnee für den Schiläufer der alte Schnee ist, der Schnee, der sich „geseht“ hat, nicht etwa ist es der pulverige Neuschnee, der im Wechsel mit hartem Schnee oft zu bösen Stürzen Veranlassung gibt.

Im ebenen Gelände gleitet man vorwärts ein wenig schneller, als der Fußgänger auf schneefreiem Wege vorwärts kommt. 7 bis 8 km in der Stunde verlangt schon mehr als gemächliches Gleiten. Bei geringer Steigung geht es mit der Geschwindigkeit eines Fußgängers auf hartem Wege aufwärts. Bei steilerem Gelände und sehr tiefem Schnee, z. B. im verschneiten Bergwald, geht es nur sehr langsam bergan. Hier dürfte der Fußgänger aber nicht weit kommen.

Zum Sportgerät wird der Schneeschuh durch Sprung und Abfahrt. Bei beiden spielt die Übung eine große Rolle, und die vollständige Beherrschung der Hölzer bei Sprung und Abfahrt darf als Kunstfertigkeit angesprochen werden, die auch nur annähernd zu erreichen uns Flachländern bei einer bescheidenen Übungszeit von 8 bis 14 Tagen im Jahre selbstverständlich versagt ist.

Vom Sprung sei zunächst gesagt, was er nicht ist. Er ist kein Hochsprung; denn mit den langen Brettern an den Füßen könnte man auf ebenem Boden kaum höher springen, als etwa ein Stuhl hoch ist. Darüber hinwegzuspringen ist unmöglich; denn ein Springen vorwärts

ist noch bescheidener. Der Schisprung, von dem auf Wintersportplätzen prächtige Aufnahmen gemacht werden, ist ein Tiefweitsprung, ein Sprung, der ohne die vorangehende laufende Abfahrt nicht möglich ist, da der Körper erst durch die Abfahrt auf der stark abschüssigen Bahn den Schwung erhält, der ihn von der Sprungschanze, d. i. der Absprungstelle, vorwärts fliegen läßt. Bemerkenswert ist, daß bei Wettkämpfen nicht einzig und allein die Weite des Sprunges, sondern vor allem die gute Körperhaltung während des Durchfliegens der Luft gewertet wird. Die Sprungweite ist in erster Linie abhängig von der Beschaffenheit des Sprunghügels. Je steiler die Anlaufbahn und je höher die Sprungschanze, desto weiter der Sprung.

Daß aber auch die Kunst des Springens in Frage kommt, daß auch der Absprung, der „Satz“, sehr wesentlich ist, zeigt sehr lehrreich der Sprungwettkampf am Feldberg 1906. Während der Durchschnitt der deutschen Springer 15 und 17 m sprang, brachte es am selben Hügel der beste Deutsche auf 26 m. Der Durchschnitt der Norweger sprang 30 m und der beste von ihnen 36 m. Die Höchstleistung zur Zeit ist — so glaube ich — 46 m.

Ist der Sprung auf Schneeschuhe nur etwas für sportliche Feinschmecker, so kann sich die Freude einer Abfahrt jeder leisten, der einige Tage auf Schneeschuhen geübt hat. Prosaisch ausgedrückt ist die Abfahrt das stehend ausgeführte Hinabgleiten auf abschüssiger Schneefläche. Poetisch dargestellt ist die Abfahrt der Vollgenuß des Schilauß, das stolzeste Glücksgefühl, das uns auf der weiten schneesimmernden Ebene zu befeelen vermag.

Wir stehen oben am Hang und überschauen das weite, weiße Gelände, das wir sogleich in laufender Schnellfahrt durchfliegen wollen. Boshafte Zungen behaupten, mancher brauche oben 1/2 Stunde Zeit, bevor er den Mut zu einer Abfahrt von 2 bis 3 Minuten Dauer findet. Ohne Frage gehört zu einer Abfahrt auf steilem Gelände ein gewisser Schneid. Wir finden ihn, und los geht es!

„In wahnsinniger Hast huschen die glatten Bretter über stundenweite Schneefelder, immer schneller, noch schneller. Fünf Minuten scheinen die Anker der Schwere gelöst, die Fesseln des Raumes gefallen; einen Tropfen dürfen wir nippen von dem herauschenden Trank des freien Fluges.“

In der schmucken Adolfsbaude, dicht bei der Spindlerbaude gelegen, halten wir kurze Rast. Jenseits des Weißwassers steigt der Ziegenrücken mit seinem schneidigen Grad auf. Leb' wohl, wir sehen uns wieder! Ueber die Kleine Sturmhaube geht es hinauf zum Silberkamm, dessen Name uns schon ein ideales Schigelände verheißt. Wir nähern uns der Prinz-Heinrichbaude, zu der von der Schlingelbaude ein Rodelweg heraufkommt. Der starke Anraum gibt den Telegraphenstangen sonderbare Formen und umhüllt den Mittag-

stein mit einem Eispanzer. Vor uns liegt die Prinz-Heinrichbaude. Ein Blick auf die Hampelbaude und in das weite, weiße Tal begeistert uns von neuem für die stille Schönheit des Winters.

Den starren Ernst verliert die Landschaft zur Osterzeit, wenn Hochwald und Krummholz, von den Eisfesseln befreit, sich scharf von der weißen Schneefläche abheben. Doch wir müssen weiter; quer über den ebenen Silberkamm geht es zur ältesten Kammbaude, der Wiesenbaude, die zwar einen guten Ausgangspunkt für schöne Schifahrten bildet, aber wegen Ueberfüllung und des damit verbundenen Trubels nicht jedem Wandersmann behagt.

Auf jeden Fall bleiben wir hier über Nacht; denn „durch den Weißwassergrund nach Spindelmühle“ heißt für morgen die Losung. Die Fahrt durch den Weißwassergrund erheischt schon eine leidliche Technik und ist nicht frei von Lawinengefahr, die von den Wächten des steilen Ziegenrückens droht. Aber genutzreich ist die Fahrt durch das stille Hochtal wie selten eine. Mehrmals muß der Bach auf trügerischer Schneebrücke überschritten werden; denn zu verschiedenen Malen sind die Abstürze vom Ziegenrücken so steil, daß ein Weiterkommen nur auf dem anderen Ufer möglich ist. Stellenweise geht es in saufender Fahrt abwärts, um am Bachrande oder vor einem anderen Hindernis zum Stehen oder zu Fall zu kommen. Jedenfalls harren die freundlichen Genossen unten, um mit sehnsuchtsvollem Verlangen zu warten, wie man die Fahrt am ungeschicktesten beendet. In der Nähe der Leierbauten hört meist die eigentliche Schifahrt auf. Der Weg ist durch Holzabfuhrschlitten festgefahren, teilweise auch vereist, so daß man gut tut, die Schier abzuschnallen und zu ziehen. Eine Freude ist die Fahrt auf solchen Wegen nicht, die noch dazu unsere scharfkantigen Hölzer arg mitnehmen. Liegt im Tal Schnee, so kann man bei der Einmündung des Mädelsteiges die Bretter wieder anlegen, um abseits von der Straße durch lichten Wald zu gleiten und sportgemäß in Spindelmühle zu landen. Nach erquicklicher Rast ziehen wir durch den alpinen „Langen Grund“ den Roseggerweg hinauf zur Höhe des Ziegenrückens und genießen von den Hängen des Hochwiesenberges tadellose Abfahrten in den oberen Weißwassergraben. In dem wechselvollen Gelände wimmelt es von Schiläufern. Groß und klein, Männlein und Weiblein, Anfänger und Schikünstler tummeln sich in frischer, reiner Winterluft, bis die Sonne zur Rüste geht.

Am nächsten Tage betätigen wir uns am Hochwiesenberg und Brunnenberg, von dessen Steinmann wir auf die weiten, herrlichen Schneefilde schauen. Eine lange, schneidige Abfahrt führt uns über den fast baumlosen Südhang zur Geiergucke. Während der saufenden Fahrt haben wir kaum Zeit und Gelegenheit, das wunderbare Landschaftsbild zu genießen, das sich hier nach allen Seiten eröffnet.

Nach Westen blicken wir in den Langen Grund nach St. Peter und Spindelmühle. Noch herrlicher ist die Umschau nach Osten, in

den Blau- und Zehgrund und auf die begrenzenden Höhen des Riesengrundes. Wir folgen dem Stangenweg geradeaus, der nach Hohenelbe leitet. Abseits durch den Wald gleitet es sich noch schöner. Die Schneekoppe im Winterkleid tritt deutlicher hervor. Wir eilen über den langgestreckten Fuchsberg zur Fuchsbergbaude, einer noch wenig überlaufenen Baude, die ein ideales Schigelände aufweist. Wir haben uns gleich für mehrere Tage eingenistet, um Wald und Hänge, Talgründe und benachbarte Bauden und Ortschaften mit unseren Hölzern heimzusuchen. Heut ziehen wir durch den winterlichen Bergwald zu den Schwarzschlagbauden. Morgen fahren wir über den baumlosen Hang des Lenzenberges hinunter nach Pözer und steigen den Blaugrund hinauf zu den Richterbauden. Besonders prächtig ist der Ausblick nach Norden hin zu dem tiefeingeschnittenen Riesengrund, dem der steile Gipfel der Schneekoppe entsteigt. Bald müssen wir unserem Photofreund in voller Ausrüstung und geschlossener Kolonne zur Verfügung stehen; bald knippt er uns heimlich bei den Auerwiesbauden als „Badeengel“.

Doch auch von der Fuchsbergbaude muß geschieden sein. Bei allersonnigstem Sonnenschein wandern wir eines Tages westwärts. Wir wollen den Planur queren und Spindelmühle einen zweiten Besuch abstatten. Der Planur ist ein breiter Bergrücken, der sich von der Geiergucke bis zum Elbtal hinzieht und dessen Gelände Rubezahl in einer guten Laune wohl eigens für die Schneeschuhläufer erschaffen haben muß. Wohl eine Stunde gleiten wir ohne jede Anstrengung über den weichen Schnee. Ein Glücksgefühl durchströmt uns, all das Schöne, die Erhabenheit der weißen Gebirgswelt genießen zu dürfen. Bergheil und Schiheil aus voller Brust! Dank unseren langen Gleitbrettern, die uns zum Herrscher in diesem Reich der Schönheit erheben!

Bei dieser Schwärmerei erinnere ich mich der Worte, mit denen unser verehrter Herr Schriftleiter des „Blättchens“ den Bericht über den Vortrag „Alpiner Wintersport“ schließt. Mit einem Gemisch von Sehnsucht, Wehmut und Entsagung ruft er den sogenannten Alten in wenig tröstlicher Weise zu:

„Doch nur der frischen, gelenkigen Jugend ist dies vergönnt. Wir Alten, die in bezug auf den alpinen Schisport einige Jahrzehnte zu früh zur Welt gekommen sind, schauen wie die Kluden den ausgebrüteten Entlein nach und trösten uns mit dem Winterliede von Anastasius Grün:

Wir aber stehn dabei und harren still,  
Ob nicht der Frühling bald erblühen will?“

Unser verehrter Herr Schriftleiter muß mir schon gestatten, anderer Meinung zu sein. Ich rechne mich mit meinen 49 Lenzen wirklich nicht mehr zu der selbst reiferen Jugend. Und doch warte ich nicht, bis der Frühling auf die Berge steigt, sondern ziehe schon zu Weih-



nachten in die schneeschimmernden Berge, in den glitzernden Winterwald und bin glücklich, den Mummenschanz, den der Winter treibt, mitmachen zu dürfen. Das Eingeständnis muß sich selbstverständlich jeder bejahrte Schiläufer machen, daß er sportlich mit der Jugend nicht mehr zu wetteifern vermag. Sportliche Höchstleistungen sind aber auch gar nicht nötig, wenn wir uns von den gleitenden Brettern die Schönheiten der winterlichen Gebirgswelt erschließen lassen. Wer sich kräftig genug fühlt, im Sommer auf die Berge zu steigen, der hat meines Erachtens auch das Rüstzeug, um auf Schneeschuhen über Hänge und durch Wälder zu streifen. Von allzu schwierigen Fahrten kann man sich im Mittelgebirge ebenso gut fernhalten wie im Hochgebirge. Die Meisterschaft im Schisport kann natürlich nur die Jugend mit ihrem frischen Wagemut erreichen oder derjenige von den Alten sich bewahren, der frühzeitig und fleißig sich diesem Sport gewidmet hat. Ich kenne in unserer Sektion viele ältere und alte Herren, die mit jugendlicher Frische dem Schisport huldigen und ihm — so glaube ich fest — nie wieder untreu werden.

Nun wieder zum Planur hinauf! Die Keilbauden liegen hinter uns, und wir steigen zur höchsten Erhebung empor, um eine Durchstiegsmöglichkeit durch den hier beginnenden dichten Wald zu erkunden. Weit hinten zieht eine lange tiefverschneite Waldschneise den Rücken entlang. Wenn wir diese erreichen, müssen wir auch eine Abfahrt ins Tal finden. Also hindurch durch den sonnigen Winterwald mit seinen Schneewehen. Zu Fuß würde ein Queren des Waldes unmöglich sein. Der Kompaß führt uns, und nach halbstündiger, neckischer Irrfahrt haben wir einen Holzweg entdeckt, der uns zu dem Gestellweg leitet, dem wir folgen, bis die Abfahrt ins Elbtal beginnt. Leider ist der Westhang stark vereist, so daß die erträumte Talfahrt erheblich beeinträchtigt wird. Vor uns, hinter uns ein kräftiges Bumm, bis jeder seinen Tribut gezahlt hat und alle sich vor Spindelmühle zusammenfinden.

Hier wird Kriegsrat gehalten, welche Fahrt des morgigen, vorletzten, Tages würdig sei. Schon auf der Adolfsbaude hatte der Ziegenrücken gewonnen. Während der Fahrt durch den Weißwassergrund haben uns seine steilen Hänge und die drohenden Schneewächten des messerscharfen Grates Achtung eingeflößt, und beim Aufstieg von St. Peter über den Roseggerweg wurde die Ueberschreitung in „wohlwollende Erwägung“ gezogen, die sich nun in Spindelmühle zu dem Plan verdichtete: Morgen auf den Ziegenrücken! Also hinauf noch zur Rennerbaude! Ein stimmungsvoller Sonnenuntergang draußen und ein fröhliches Vereat drinnen beschlossen den arbeits- und genügsamen Tag.

Der nächste Morgen sieht uns auf Schiern vor der Warnungstafel am Ziegenrücken. Recht ermutigend besagt die Inschrift, daß das Betreten des schönen Grates bei 10 Kronen Strafe verboten sei. Unglücks-

fälle und Steingefahr für die begleitenden Talwege sollen die Ursache des Verbotes sein. Zur Beruhigung des Gewissens und zur Steigerung des Verlangens wird festgestellt, daß dieser Dämpfer unserer Latenlust nur für den Sommer Geltung habe. Einige erklären, 10 Kronen überhaupt nicht mehr zu besitzen; andere wollen sich mit der Unkenntnis der lateinischen Schrift entschuldigen. Kurz, wir ziehen an dem Täfelchen vorbei mit dem festen Vorsatz, uns im Betretungsfall mit der wirksamsten Ausrede loszuschneiden.

Trotz seiner Steilheit hat der Ziegenrücken oft noch im Frühsommer Schnee. Zur Winterszeit macht er einen hochalpinen Eindruck. Vor uns der scharfe Grat, der sich in schöner Linie gen Westen zieht. In der Mitte des höchsten Gratausschwunges drohen die Schneewächten, die nach Norden überhängen und des öfteren als ziemlich beträchtliche Lawinen eine Fahrt durch den Weißwassergrund gefährden. Auf der ganzen Fahrt genießen wir eine Alpenlandschaft, mit der sich wohl kaum eine zweite im Riesengebirge vergleichen kann. Nach Süden senkt sich der Bergrücken in den Längen Grund. Tief unten liegt das Baudendorf St. Peter. Nach Norden fällt der Kamm in mächtigem Steilabsturz zum Weißwasser hinab. Jenseits desselben steigt das Gebirge in seiner ganzen riesenhaften Ausdehnung vor uns auf. Im Westen erhebt sich der schroffe Korkonosch aus dem Elbtal, das mit seinen „Sieben Gründen“ tief in den Gebirgskörper einschneidet. Wie Alpenhütten lugen die verstreut liegenden Bauden aus den weiten Schneegebilden. Weit in der Ferne erheben sich Jeschken und Lausche. Zwischen beiden die schneeschimmernde Höhenlinie des Erzgebirges.

Nach genügsamer Betrachtung des alpinen Landschaftsbildes geht es an die Arbeit. Bald erkennen wir, daß der schneidige Grat mit Schneeschuhen nicht zu bewältigen ist. Also abgeschnallt und geschultert! Eine prächtige Gratwanderung beginnt, die sich als vollständig ungefährlich und unschwierig erweist. Ein wenig Trittsicherheit im Schnee und Obachtgeben auf dem überwächten Gratstück ist alles, was die Fahrt von uns verlangt. Allzufrüh nimmt die Freude ein Ende; denn in 30 Minuten sind wir drüben auf der letzten Schneespitze des scharfen Grates. Hier senkt er sich zum breiten Rücken des westlichen Teiles hinab, den wir, nun wieder auf unseren Brettern, bis zur äußersten Erhebung verfolgen, die ziemlich steil ins Elbtal hinabfällt. Ein Steinmann ladet zur Rast und erweckt alpine Erinnerungen. Trotz wenig behaglicher Rühle saßen wir hier lange Zeit, schweigend hinausblickend in die weiße, schöne Welt. Die Abfahrt in den Weißwassergrund vollzieht sich in dem steilen Gelände mit reichlichem Bumm, ist aber wohl empfehlenswerter als der Abstieg nach St. Peter, der durch dichten Hochwald führt. Am Abend sitzen wir wieder zu frohem Trunk in der Rennerbaude.

Am nächsten Tage heißt es Abschied nehmen von all der Herrlichkeit. Hinüber zur Wiesenbaude geht es, zu der die Schneefoppe

herüberleuchtet. Sie soll den Schlußstein unserer Wanderung bilden. In langen Gleitschritten eilen wir über die weiße Wiese, den stolzen Koppengegel immer vor Augen. Auf halbem Wege müssen wir unserer Eitelkeit wieder ein kleines Opfer bringen. Auf Geheiß unseres Photofreundes haben wir recht freundlich irgend wohin zu schauen; denn er meint lächelnd, wir seien für die „1605 m“ die geeignete Staffage.

Wir nähern uns der Aupaquelle und haben nun jenseits des tief eingeschnittenen Riesengrundes die schneeschimmernde Pyramide der Riesenkoppe unmittelbar vor uns. Bei der Riesenbaude werden die langen Hölzer im Knieholz verstaubt; denn der steinige Zickzackweg zum Koppengipfel ist für den Schneeschuh nicht das rechte Gelände. Oben auf luftiger Höhe halten wir noch einmal Musterung über alle die Hochflächen, Gipfel, Hänge, Täler und Wälder, die wir auf unserem Sportgerät durchzogen. Von besonderer Schönheit ist der Blick in das enge Hochtal des Riesengrundes und auf den firnbedeckten Gipfel des Brunnenberges.

Nun zurück zu unseren gleitenden Brettern, die uns in schöner Fahrt über den Koppentopf führen. Von der Heinrichbaude geht es in flotter Abfahrt zu Tal nach Krummhübel.

„Wenn du auf flüchtigem Schi über die weiten, unabsehbaren Schneeflächen gleitest oder unter dem dichtbereiften Astwerk der Tannen und Kiefern dahinfliegst und auch den steilsten Hang in eleganten Bögen und Schwüngen überwindest, dann fühlst du dich als König im farben- und gestaltenreichen Wunderlande des Winters. Und dieses Herrscherbewußtsein, verbunden mit der Lust am sportlichen Tun und dem süßem Rausch der Schnelligkeit, dazu die reine Freude an der Schönheit der Natur — von der etwas auch in deine Seele überzufließen scheint — vermitteln dir ein Glücksgefühl wie sonst kaum ein anderer Sport; — hier klingen beim Bergsteiger gleichgestimmte Saiten an.“

Wir nehmen Abschied von Rubezahl's weißschimmerndem Zauberreich mit der Gewißheit: Wir kehren wieder; denn „viel Schönheit ging vorüber; Bergwelt hat ewigen Bann.“

In der Versammlung am 9. April sprach unser zweiter Vorsitzender, Herr Universitätsprofessor, Geheimrat Dr. Penck unter Vorführung von Lichtbildern über „Bergfahrten in Australien“.

Er teilte seinen Vortrag in Berge, die er besucht und Berge, die er nicht besucht hatte; er sprach von Bergfahrten, weil er die Berge meist mit der Eisenbahn befahren hatte, kleinspurige Bahnen mit unbequemen Schlafwagen, in denen man mit Kopf und Beinen gegen die Seitenwände stößt. Auch mit Kraftwagen ging es auf die Berge sowie mit Gespann. Einmal gingen die Pferde durch und der Wagen zerschellte; zum Glück ohne Insassen. Bei dem Vorfall waren von Dr. Penck gesammelte Steine verloren gegangen, der Rutscher hatte

dann andere gesammelt — —. Der Redner zeigte einen Hügel, der von einem zweiten aus, auf dem er gestanden hatte, aufgenommen worden war, — es waren Maulwurfshügel, das andere Mal Ameisenhaufen. Ein anderer Berg konnte aus Zeitmangel nicht bestiegen werden; er war 300 Fuß hoch und künstlich entstanden: große Haufen pulverischen Gesteins, aus dem mit Hilfe von Zyanalkali Gold ausgelaugt worden ist. Das war auf den westaustralischen Goldfeldern. Wir sehen die Bergwerkstädte Coolgardie und Kalgoorlie in wasserwarmer Oede. Mächtige Röhrenleitungen zeigt ein Bild; es sind Teile der großartigen Wasserleitung, die die genannten Goldgräberstädte versorgt. Auf eine Entfernung von 567,5 Kilometer wird das Wasser von den Darlingbergen bei Perth hergeleitet; das entspricht einer Entfernung vom Salzkammergut nach Berlin. Im Goldgebiet ging es in tiefe Schächte; dem Bilde, das die Gefährten in der Bergmannstracht zeigte, folgte eins, das auch einer Maske glich, es waren Eingeborene, die durch das Gesetz gehalten sind, bei Besuchen in der Stadt Kleider zu tragen, die freilich nicht vom Schneider angemessen worden sind. Der Nacktkultur ergeben, lassen sich die schokoladenfarbigen Schönen nicht gern photographieren, sie wissen, daß sie in Wirklichkeit schöner sind als in den alten schlampigen Kleidern. Der Australneger dagegen trägt auf seinem Wollhaar umso bewußter den Zylinderhut. Ein Bild zeigt die Ruine einer Windmühle; hier müssen Deutsche in der Nähe sein. Jenes Haus verrät es noch deutlicher, denn es zeigt niederschlesische Gestalt. Der Wirt ist ein Deutscher; trotzdem er schon seit Jahrzehnten angesiedelt ist — er ist 70 Jahre alt — hat er viele Unfeindungen zu ertragen. Seine Angehörigen verstehen nur noch wenig deutsch, die zehnjährige Enkelin fast gar nichts. An der Tür der Kirche noch eine deutsche Inschrift — sie dürfte bald verwischt werden. An anderer Stelle der Drang nach dem Deutschen — ein britischer Ansiedler bittet Dr. Penck, ihm einen deutschen Fluch zu sagen. Penck nannte ihm einen recht langen, wie er in Tirol üblich ist, doch der Ansiedler hatte kein Verständnis dafür, mehr dagegen für die wirksame Bezeichnung der von ihm gezogenen Äpfel, die als „Tiroler“ Äpfel einen Hauptausfuhrartikel bilden, denn Südaustralien ist ein großer Äpfelgarten; nach Hamburg gingen noch letzthin 33000 Kisten „Tiroler“ Äpfel, genau so schön und rot wie die echten. Nach Queensland! Einen Paß nach europäischer Art braucht man nicht, dagegen ein Gesundheitszeugnis, daß man nicht an Blattern leidet. Wir kommen nach Brisbane und durchfahren große Eukalyptuswäldungen, die sich bis zur Stadt erstrecken; wir schauen den Glashausberg, wie ihn James Cook benannte. Eukalyptus — der eigenartige Baum Australiens erscheint in zahlreichen Bildern, die die gewaltige Höhe dieser fein und lang geästeten Bäume erkennen läßt; daneben Akazien und Grasbäume in ihren phantastischen Gestalten und zwischen ihnen grüne Papageien und hüpfende Ränguruh's. In

einer solchen Umgebung nach einer im Zelt verbrachten Nacht zu erwachen, schilderte der Redner als eigenartig und reizvoll. Wenn es Penck gelang, bekleidete Australnegerinnen zu photographieren, so sollte ihm auch der Vogel Strauß nicht entgehen, der neugieriger als jene nach dem Objektiv äugelte. Ein Bild zeigte Arbeiter, die mit dem Abholzen des Eukalyptuswaldes beschäftigt sind, um Platz für eine Ananasfarm zu schaffen.

Die australischen Gebirge hatten dem Redner wiederholt Gelegenheit zu scherzenden Bemerkungen über ihre Höhenverhältnisse und Gestalt gegeben, und die einzigen Schwierigkeiten bei der Besteigung waren Drahtzäune und Rankenzäune, letztere Tausende von Kilometern lang. Als wirkliche Berge waren dagegen nur die Blauen Berge anzusprechen, deren Schilderung der Vortragende besondere Sorgfalt widmete. Von Sidney aus unternahm er die Fahrten in jenes Tafelgebirge aus Sandstein. Mit dem Winterberg in der Sächsischen Schweiz verglich er einen der bestiegenen Berge, die Ortschaft zu seinen Füßen mit Herrnskretschken. Die Höhlen von Jenolan mit ihren schönen Tropfsteinbildungen, die tiefen teilweise unzugänglichen Schluchten, die zerrissenen Felswände wurden in wechselreicher Bilderreihe vorgeführt.

Schließlich bekamen wir auch wirkliche Schneeberge in Südaustralien zu sehen, doch nahm uns Dr. Penck sogleich wieder die Begeisterung, indem er den größeren Teil des Schnees dem Nachtscher der photographischen Platte zuschrieb; dafür mußten die Radiumfelder ernstere Interesse bieten und 280 Quadratkilometer große Rinderweiden an die hohe Bedeutung der Viehzucht im australischen Wirtschaftsleben erinnern.

In der Versammlung am 14. Mai hielt unser Mitglied Professor Dr. Merz den Vortrag „Fahrten und Forschungen an den Hochseen der Ostalpen“ mit Lichtbildern.

Die Hörer umwehte die Frische des Gebirges, dem wir unter der Führung des Redners zustrebten, zuerst zu den Seen im Vorlande der Alpen, dann zu den Seebecken am Rande der Berge und empor zu den Kristallflächen im Innern des Gebirges zwischen steilen Felswänden. Namen wie Wörthersee, Hallstätter- und Königsee schufen bestimmte Vorstellungen, erinnerten uns an genossenes Glück und ließen uns im Anblick der Lichtbilder schwanken, welcher der Schönen der Preis gebühre. Seen schauen wir auch in den Gebirgstälern sowie da, wo der Wildbach abstürzt auf den Treppenstufen und höher hinauf in den Raren der Bergriesen in trümmerhafter Umgebung, gleich Perlen an langer Kette aufgereiht. Gar mannigfaltig ist die Entstehung der Seen. Und wie die Erforschung dieser stellten auch viele andere Verhältnisse Fragen an den Naturforscher. Die verschiedenartige landschaftliche Umgebung, die Art des Wassers, die

Wirkung der Sonne in den verschiedenen Höhen muß auch auf die Seen einen Einfluß ausüben, den zu ergründen reizvolle Aufgaben bedeuten, deren Lösung mühevoll ist und eigene Ausrüstungen erfordert. Wir wurden durch eine Reihe von Lichtbildern mit den Vorrichtungen bekannt, die zur Untersuchung von Seen dienen. Das Boot des Tafelsees wird durch das tragbare Faltboot ergänzt, das etwa 15 Kilo schwer ist; die einfachen Vorrichtungen zur Tiefenmessung sind für andere Untersuchungen mit Wasserchöpfern und Thermometern versehen und so eingerichtet, daß man in jeder Tiefe Art und Wärme des Wassers bis auf ein Hundertstel Grad ermitteln kann. Auch für Untersuchungen im Winter gibt es besondere Vorrichtungen z. B. den Dreistock, der zur Befestigung der Apparate dient, die durch Oeffnungen im Eise in die Tiefe gelassen werden. Chemische Apparate sowie Instrumente für bakteriologische Untersuchung ergänzen die Ausrüstung. Die Niederen Tauern dienten dem Forscher wiederholt als Arbeitsgebiet; nur wenige Eisenbahnstunden von Wien entfernt, erwiesen sich sechs Seen als geeignete Studiengegenstände. Schladming, das Ennstal, die Ramsau und das Dachsteingebirge wurden uns in einer Reihe von Bildern vorgeführt, um uns schließlich an den ersten See, der genaueren Betrachtungen unterzogen werden sollte, den Riffachsee in 1330 m Höhe zu bringen.

An die Betrachtung über die Entstehung des Sees und des Wasserfalles am oberen Ende knüpften sich Erläuterungen über seine Einbettung in ein Trogtal und über die Zuschüttung, die ihm durch Schuttkegel droht.

Wir hörten, daß Grundlawinen im Frühjahr zur Zuschüttung des Sees beitragen, daß seine wirtschaftliche Bedeutung nicht nur in der Fischerei, sondern auch darin begründet ist, daß das Heu von den gegenüberliegenden Hängen erst im Winter über die gefrorene Seefläche herabgeschafft werden kann. Der See ist auch ein Staubecken, das sich durch die Fähigkeit, riesige Wassermassen aufnehmen zu können, als nützlich erweist und zum Ausgleichsmittel wird. Als Kraftquelle von sehr hoher Bedeutung soll er nach einem Plane der Staatsbahn in der Zukunft dienen. Und weiter erfuhren wir von dem Riffachsee, daß ein Bergriegel an seinem unteren Ende den Abfluß der kalten Luft hemmt, die sich im Winter von den Hängen gleich Lawinen herabwälzt und dadurch eine außerordentliche Abkühlung der Luft hervorruft. Hiermit wendete sich der Vortragende dem Wärmezustand des Wassers zu, der ein reiches Feld der Tätigkeit für den dem Alpenverein unvergeßlichen Gelehrten E. Richter gewesen ist. Den auf diesem Gebiete bisher unbeantworteten Fragen sich zu widmen, wurde dem Vortragenden zur Aufgabe. Die wiederholte Förderung durch den Alpenverein machte es möglich, die Arbeiten auf mehrere Jahre auszudehnen und auch noch andere Fragen in den Kreis der Untersuchungen zu ziehen.

Eine der überraschendsten Ergebnisse war die Tatsache, daß der Jahresgang des Wärmemaßes an den Hochseen ganz anders verläuft wie bei den tiefgelegenen Seen. Die höchsten Wärmegrade werden zwar ebenfalls in den Monaten Juli oder August erreicht, aber die niedrigsten fallen durchaus nicht auf den Januar oder Februar, sondern auf Ende Mai oder Juni, so daß der Anstieg der Wassermwärme sich auf weniger als drei Monate beschränkt, der Abfall aber auf mehr als dreiviertel Jahre ausgedehnt ist. Aber nicht nur der Gang der Wärme sondern auch die beobachteten Wärmehzahlen waren ganz andere als man erwartet hätte. Es zeigte sich nämlich die für den ersten Augenblick verblüffende Tatsache, daß die Wintertemperaturen der Hochseen trotz der großen Kälte, die dann über den Alpen lagert, höher sind als in Seen des norddeutschen Flachlandes, obgleich sich dieses eines recht milden Winters erfreut. Beide Erscheinungen, die hohen Wintertemperaturen und die langsame Wärmeabnahme, welche letztere noch bis zum Sommerbeginn zu verfolgen ist, hängen mit der Eis- und Schneedecke der Hochseen zusammen. In kalten, klaren Herbstnächten, die oft von völliger Windstille begleitet sind, überziehen sich diese Seen plötzlich mit einer Eisdecke, die das Wasser vor weiterer Abkühlung durch Ausstrahlung schützt, während unsere Seen noch lange, meist bis Ende Dezember offen bleiben und infolgedessen sich viel stärker abzukühlen vermögen als die eisbedeckten Alpenseen, deren Wasser wie in einem Glashause durch das Eis geschützt wird. Wenn aber später, im Winter, bei schärferer Kälte die Zuflüsse zu versiegen beginnen und infolgedessen der Wasserspiegel sinkt, während gleichzeitig die Last einer mächtigen Schneedecke auf die schützende Eisfläche drückt, da vermag schließlich das Eis dem Drucke nicht mehr Stand zu halten und es sinkt an Sprüngen und Spalten nieder. Das Wasser dringt durch diese empor und verwandelt den aufgelagerten Schnee in ein weißes undurchsichtiges Eis. Indem der Vorgang sich mehrmals wiederholt, entsteht Schicht auf Schicht und das Eis gewinnt rasch an Stärke. Auch dadurch unterscheiden sich unsere Seen wesentlich von den Flachlandseen. Bei diesen wächst das Eis hauptsächlich von unten, bei den Hochseen vorzüglich von oben zu. Am Unteren Sonntagfarsee in den Niederen Tauern wurde auf diese Weise eine Eismächtigkeit von fast 2 m erreicht, ein Wert, den man früher kaum für möglich gehalten hätte. Während das Eis an der Oberfläche rasch anwächst, schmilzt es von unten her unter Einwirkung des verhältnismäßig warmen Seewassers langsam ab, so daß schließlich von der ursprünglichen Decke des festen, klaren Seeees nichts übrig bleibt und der Fuß durch das mürbe Schneeis brechen kann, selbst wenn es eine Stärke von einem halben Meter besitzt. Durch dieses Abschmelzen von unten her und durch das kalte Schmelzwasser, das im Frühjahr dem See zugeführt wird, nimmt aber seine Wärme so lange ab, bis die Eisdecke geschwunden ist. Darum tritt also der niedrigste Wärmegrad so spät ein.

Auch die Untersuchungen über den Gehalt der Seen an Sauerstoff, der ja die Grundlage alles Lebens und daher auch fischereilich von Bedeutung ist, haben ganz unerwartete Ergebnisse gezeitigt. Während man bisher annahm, daß die Alpenseen bis in ihre größten Tiefen reichlich mit diesem Lebensurstoff versehen seien, zeigten die auf über 20 Seen ausgedehnten Beobachtungen, daß dies vielfach nicht der Fall ist. Sehr oft wurde unter einer mehr oder weniger mächtigen warmen Decke eine sehr rasche Abnahme des Sauerstoffgehaltes wahrgenommen und manche Seen entbehren ihn in ihren Tiefenschichten vollständig. Ja in einigen Seen wie z. B. im Weißen See in Kärnten und im Topliksee in Steiermark, wurde eine mächtige sauerstofffreie Schicht gefunden, die reichlich Schwefelwasserstoffgas enthielt. Diese Abschnitte sind natürlich alles Lebens bar und zeigten stets eine leichte Wärmezunahme mit der Tiefe. Die vergleichenden Beobachtungen lassen die Gründe für diese Erscheinungen, die im einzelnen recht mannigfaltig sind, deutlich erkennen. Hoch ist der Sauerstoffgehalt bis zum Grunde, wo eine starke Durchflutung für ständige Mischung des Wassers sorgt oder, wie an den Hochseen im Sommer, die Wärmeunterschiede zwischen der Oberfläche und der Tiefe gering bleiben, denn in diesem Falle vermag der Wind immer wieder das Wasser zu mischen. Wenn aber größere Flüsse fehlen und sich die Wasseroberfläche im Sommer hoch erwärmt, wie an den großen Kärntener Seen, dann bildet sich eine warme und daher leichte Oberflächenschicht, die auf dem kalten Tiefenwasser wie Öl auf Wasser schwimmt und die Tiefe völlig von der Verbindung mit der Luft trennt. Dann wird der Sauerstoff in der Tiefe durch die Tierwelt verbraucht und kann sich nicht mehr aus der Luft erneuern: es tritt Sauerstoffmangel ein und schließlich wird durch die Zersetzungs Vorgänge Schwefelwasserstoff gebildet. Im Winter, wo die ganze Wassermasse der Seen durch die Eisdecke von der Verbindung mit der Luft abgeschnitten wird, entwickeln sich ähnliche Verhältnisse, dagegen wird im Herbst und im Frühjahr, wenn die Seen von oben bis unten gleiche Wärme haben, der Unterschied ausgeglichen und neuer Sauerstoff in die Tiefe geführt.

Durch graphische Darstellungen gab der Vortragende ein anschauliches Bild von den Ergebnissen seiner Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Tiefe, Wärme, Sauerstoff- und Schwefelwasserstoffgehalt.

In der Versammlung am 11. Juni hielt unser Sektionsmitglied Herr Eduard Hahn einen Lichtbildervortrag: Wanderungen durch das Riesengebirge und in der hohen Tatra.

Meine Herren!

Reich mit Naturschönheiten bedacht sind die Länder der mit uns verbündeten Doppelmonarchie Oesterreich-Ungarn. Keine Gegend

dürfte augenblicklich mehr Anteil erwecken als die hohe Tatra, ein Teil jenes langgestreckten, mächtigen Gebirgswalles, der Ungarn von Galizien trennt und in monatelangen, blutigen, unsäglich anstrengenden Kämpfen von den verbündeten Heeren gegen die wilden, verzweifeltsten Angriffe der Russen verteidigt worden ist.

Seit 15 Jahren ist hier über die Tatra nicht gesprochen worden, umso mehr glaube ich, mit diesen anspruchlosen Wanderungsberichten bei Ihnen Anklang zu finden.

Ich möchte Ihnen zu Anfang einige Riesengebirgsbilder bringen, hat doch auch dieses, unser höchstes preußisches Gebirge eine Fülle von Reizen für den Naturfreund. Leider fehlen ihm die ausgesprochenen Gipfelsformen und der Kamm wirkt etwas eintönig.

Der Gilzug bringt uns über Breslau, Oderberg nach der hohen Tatra. Leider fehlen der Tatra im Sommer Eis und Schnee, daher war der Eindruck meiner Pfingstreife 1911 ein um so tieferer. Noch deckte der winterliche Schnee einen großen Teil des Gebirges und verlieh ihm so die Reize des Hochgebirges. Obwohl die Höhe der Berge gar keine so große ist — der höchste Berg, die Gerlsdorfer Spitze, nachher umgetauft in Kaiser-Franz-Joseph-Spitze hat 2663 m — so ist doch der Anblick, den sie dem sich ihr nähernden Besucher, ob er von Galizien oder von Ungarn kommt, gewährt, ein großartiger. Denn fast unvermittelt, ohne Vorberge, erhebt sich dieser mächtige Gebirgswall. In Schmeck, wie die Deutschen sagen, Tatrafüred die Ungarn, traf ich mit Freund Schlesinger zusammen. Von Hotel Szepuska aus sieht man den langgestreckten Rücken der Schlagendorfer Spitze. Ihr statteten wir beide gemeinschaftlich einen Besuch ab. Es war die schwierigste Besteigung meines Lebens! Kaum nämlich, daß wir den Wald verlassen hatten und zu den 3 Seen mit dem hübschen Blick auf die Gerlsdorfer Spitze gelangt waren, so überfielen uns Riesenschwärme von Fliegen. Alle unsere Versuche sie loszuwerden, scheiterten, zuletzt ergaben wir uns in unser Schicksal und setzten, von den kleinen Unholden gequält und gepeinigt, den Aufstieg durch eine breite, mit kleinem Geröll angefüllte Rinne fort. Bis zum Grate verfolgten uns die Fliegen. Nach 4 Stunden hatten wir den Gipfel der Schlagendorfer Spitze (2453 m) erreicht. Auf dem Rückwege erhielten wir uns durch ein Bad im kühlen Wasser der einen der 3 Seen. Am anderen Tage ging es erst durch Wald, dann durch Knieholz zum schön gelegenen Schlesierrhaus (1680 m) am Felker See. Der Gebirgskessel ist umrahmt von den drohenden Abstürzen der Gerlsdorfer Spitze und des Renommiertgipfels, der Warze, der mein Besuch galt. Ueber dem See erblickt man den Blumengarten und den kleinen Wasserfall des „ewigen Regens.“ Dorthin führt unser Weg über Grassalden und Felsen. Dann bringen wir über Felsrippen in eine riesige, mit Eis erfüllte Felsenschlucht vor. Die Kletterei wird etwas ausgefetzt. Ueber einen ganz scharfen Grat mit furchtbaren Abstürzen gelangen

wir zu einem Plateau, aus dem sich die 4 Türme der Warze erheben, nämlich der Habel-, der Müller-, der Hader- und der Gömörnturm. Der Letztere ist der höchste, 2492 m, und wurde 1890 zuerst erstiegen. Der Müllerturm ist der schwierigste, die Kletterei sehr ausgefetzt, aber Griffe und Tritte sind vorzüglich. Dahinter, greifbar nahe, starren die Wände der Gerlsdorfer Spitze empor gen Himmel; sie sollte am anderen Tage mit unserem Besuche beehrt werden. Nach einem wundervollen Abende auf dem Schlesierrhause brachte die Nacht uns einen heftigen Sturm und damit dichten Nebel. Und in diesem Nebel bestiegen wir, steil über Rasenhänge hinauf zum Grat und dann unzählige Felsrippen überkletternd, die Gerlsdorfer Spitze, deren Gipfel (2663 m) wir in 3¼ Stunden erreichten. Von Aussicht war natürlich keine Spur, nur in ein dichtes, wogendes Nebelmeer durften wir schauen. Am Abend in Schmeck haben wir dann bei Zigeunermusik ein ordentliches Gelage abgehalten. Während wir hier die schönen Wasserfälle des Rohlbachtals, über die uns am anderen Tage der Weg führte, betrachten wollen, möchte ich Ihnen ein bezeichnendes, echt ungarisches Erlebnis jenes Abends erzählen. Am Nebentische saß eine größere Gesellschaft ungarischer Damen und Herren. Als um 10 Uhr sich der große Speisesaal geleert hatte und nur wir beiden Hartnäckigen „nicht wankten und nicht wichen“, gab der eine Herr ein Zeichen, und sofort kam die ganze Zigeunergesellschaft und schloß um jenen Tisch einen Kreis. Auf ein weiteres Zeichen trat nun der Primas hinter den Stuhl einer jungen Dame der Gesellschaft. Diese durfte jetzt die Lieder, die gespielt werden sollten, angeben. Er spielte sie, so zu sagen, nur für sie und pianissimo begleitete den Primas die ganze Kapelle. Und leise von den Damen und Herren mitgefungen erklangen jene entzückenden ungarischen Weisen, bald sehnsüchtig, bald von tiefstem Weh durchzittert, schluchzend, bald leidenschaftlich, feurig alles hinreißend. Es ist die größte Huldigung, die in Ungarn ein Mann der Dame seines Herzens darbringen kann.

Dieser Abend — und 7 Jahre später erlebte ich einen ebensolchen in der „Krone“ in Ruttka — wird mir in seiner eigenartigen Schönheit unvergeßlich sein! In den Pausen schwamm alles, auch die Zigeuner, in Sekt. Mit einem Male war der Zauber zu Ende, ein hastiger Ausbruch folgte, und während unten vom Hofe die Wagen in rasender Eile davonjagten, trat stolz lächelnd der ungarische Herr Oberkellner zu uns heran und sagte strahlend: „Nun haben die Herren gesehen, wie sich die Ungarn amüsieren!“

Am anderen Morgen ging es also ins Rohlbachtal. Bei einer Wegbiegung haben wir dann mit einem Male einen ersten, noch verschleierten Blick auf den Mittelgrat und die Lomnitzer Spitze. Seit meinem ersten Besuche dort ist von Schmeck eine Zahnradbahn nach Wildbad Rohlbach angelegt. Gleich nach dem Verlassen des oberen Bahnhofes kann man sich eines prächtigen Blickes auf die gewaltige

Mauer der Lomnitzer Spitze erfreuen. Auch der Mittelgrat, eine der schweren Fahrten der hohen Tatra, zeigt sich uns bald in einem äußerst eindrucksvollen Bilde. Hier häufen sich die malerischen Punkte. Reizend ist auch der Salschluß. Die Lomnitzer Spitze habe ich auf dem gewöhnlichen Wege von Schmecks aus in 5 Stunden erreicht. Sie ist 2634 m hoch und ganz leicht zu ersteigen. Die Aussicht soll schön sein. Damals war alles in Wolken und Dunst, frei nur die Ebene und der Blick auf die Eistaler und die Grüne See-Spitze, an deren Fuß das Téryschuhhaus (2017 m) liegt. Dieser Eistaler Spitze wollten wir unseren nächsten Besuch abstatten. Ueber die Döry-Brücke gelangen wir zur Seewand und dann auf gutem Pfade zum Téryschuhhaus an den 5 Seen, in einem öden, pflanzenlosen, wilden Felsenkessel. Ueber Schneefelder und Geröll, an den weiteren 4 Seen vorbei ersteigt man einen steilen von Geröll unterbrochenen Grashang hinauf zum Grat. Dann folgt die schwerste Stelle der ganzen Ersteigung, das sogenannte „steinerne Roß“, eine kurze, aber ausgefetzte Kletterstelle. In 2 1/2 Stunden vom Téryschuhhaus war der Gipfel der Eistalerspitze erreicht. (2630 m). Auch hier galt von der Aussicht das alte Trojan-Wort:

„Im weiten Kreise des Gesichts seh' ich umher und sehe nichts!“  
Es war das Merkzeichen aller Gipfelaussichten des heißen Sommers 1904, wenigstens in der Tatra.

Mit Wagen geht es zur Beler Tropfsteinhöhle bei Höhlenhain; die Fahrt am Fuße des Gebirges entlang ist entzückend, die Höhle selbst aber eine große Enttäuschung. Sie ist zwar sehr groß, bietet aber nur wenig hübsches, mit unserer Dechenhöhle bei Iserlohn kann sie sich gar nicht messen. Am Tage darauf wurde die wundervolle Wagenfahrt nach dem schönen Esorbersee angetreten. Er liegt 1350 m hoch. Besonders schön ist der Blick über den See hinweg auf die doppelgipflige Tatra Spitze. Bei meinem ersten Besuche vor 11 Jahren war es ein altmodisches, aber gutes Gasthaus, das die Fremden aufnahm, mit hervorragender und reichlicher Verpflegung. Mein zweiter Besuch, 1911, zeigte mir eine Riesenkaravanserei im Stile der Schweizer Hotels. Und noch eines war mir auffällig. 1904 bekamen nur Oesterreicher keine Antwort auf deutsch, 1911 widerfuhr mir dasselbe Schicksal, als ich, da die Zahnradbahn von Esorba so früh nicht ging, nach dem Wege beim Stationsvorsteher mich erkundigte. Ich habe dann kurzen Prozeß gemacht und bin auf dem Schienentwege emporgestiegen. Heute, in den gemeinschaftlichen Nöten des Weltkrieges ist das ja alles ganz anders geworden, wenigstens was die Deutschen anbetrifft. Auch hier war das Fortschreiten der Kulturentwicklung zu bemerken. In Dornröschenschlaf lag damals der reizende See mit seinem wunderbaren Hintergrunde, das Gasthaus war einfach, aber tabellos in jeder Beziehung, freundliche Mädchen bedienten, ein Herr Jockei, der zu den großen Rennen nach Tatalomniß ging, ließ die

ganze Zigeunerkapelle antreten, sodaß Freund Schlesinger und ich schon glaubten, irgend ein hoher Herr wäre da. 7 Jahre später war es ein riesiger Prachtbau geworden, befrachtete Kellner und Ober eilten geschäftig umher in den Prunkräumen, und auch am See waren die Ruhe und der Frieden dahin. Da wurde tüchtig an dem Baue der Bahn, die von hier über Schmecks, Tatalomniß und weiter führt, gearbeitet. Von hier habe ich den Krivan bestiegen. Wir brachen um 5,20 Uhr auf. Nach 1/4 Stunde waren wir am Furfotabach. 2 nebeneinandergelegte Baumstämme bildeten die Brücke. Die Kälte in der Nacht hatte sie völlig überreift. Das Ueberschreiten war daher recht unangenehm. Nach 2 stündiger Wanderung über Wiesen und durch Knieholz, immer uns so ziemlich auf gleicher Höhe haltend, befanden wir uns am Fuße des Krivan. In weiteren 2 Stunden wurde teils über steile Schneefelder, teils über das Geröll der S. W. Wand der Grat in der Scharte zwischen Vorgipfel und Hauptgipfel erreicht und kurz darauf der 2496 m hohe Gipfel des Krivan betreten. Eine wundervolle Aussicht belohnte uns. Nur die Ebene und der Esorber See waren unseren Blicken durch dichten Nebel entzogen. Um so schöner zeigten sich die noch stark verschneiten Berge. Der schönste Blick ist der nach Osten. Die charakteristischste Berggestalt ist die doppelgipflige, elegante Tatra Spitze, links von ihr die Meeraugspitze, dahinter im Dunst der Ferne Eistaler und Lomnitzer Spitze, rechts von der Tatra Spitze der lange Rücken der Gerlsdorfer Spitze, an die die massige Schlagendorfer Spitze sich anschließt. Vor der Gerlsdorfer Spitze liegt die Warze, ganz im Vordergrund die Bastei und der Satan. Nach N. erblicken wir die roten Berge, den eingeschnittenen Giewont, den breiten Rücken der Swinnica und die mächtige Woloszynekette mit dem Krzyzne. Im Vordergrund die Vella Ropa. Infolge des rasenden Sturmes, der uns auf dem Gipfel umbrauste, stiegen wir nach kurzem Betrachten zur Raft hinunter in die Scharte. Ich genoß von hier aus während des Frühstückes in aller Beschaulichkeit das Bild der Tatra Berge von der Meeraugspitze bis hin zur Schlagendorfer Spitze. Erst nach einer Stunde ging es an den Abstieg. Wo es nur möglich war, wurde abgefahren, sodaß wir schon nach 2 1/2 Stunden wieder am Esorbersee anlangten. Mein üppiges Mittagmahl — Esorber-Seeforellen — nahm ich auf der Hotelterrasse ein, von der man einen weiten Blick auf die ausgedehnte fruchtbare Ebene hat. Am Nachmittag wurde dem Schleierwasserfall im Mlinicatal ein Besuch abgestattet. Der Fall in dieser wilden, winterlichen Oede bietet ein eigenartiges Bild. Dann bogen wir ins Mengsdorfer Tal ab. Schon ging die Sonne zur Rüste, aber sie übergieß noch mit blendendem Lichte das Gebirge, so daß wir bei einer Wegbiegung einen reizenden Anblick hatten. Ueber dem düstern, sonnenlosen Walde erheben sich die Mengsdorfer Spitze, der Ochsenrücken, der Kopfi, die Tatra Spitze und die Marthaspitze.

Bald war die Maslathütte am Popper See erreicht, 1513 m, in der man in jeder Beziehung großartig aufgehoben ist. Der runde von Knieholz und schönen Zirbelliefen umgebene See ist eines der großen Schaustücke der Tatra. Gewaltig besonders ist die riesenhafte, steile Wand der Osterra und in ihr die zierliche Nadel des Elisenturmes, eine verkleinerte Ausgabe der Dent du Geant. Zweimal war ich hier. Das erste Mal erstieg ich die Meeraugspitze und stieg dann von ihr aus wieder hinab zum Hunsalohjoch. Von hier bringt eine ganz nette Kletterei uns über einige Felsrippen zu der großen Rinne zwischen den beiden Gipfeln der Tatraspitze und dann in dieser aufwärts. Bald stießen wir auf blankes Eis, sodaß Stufen geschlagen werden mußten, dann kamen riesige, glatte Felsplatten, deren Ueberwindung durch eine Anzahl eiserner Klammern sehr erleichtert ist. Der höchste Gipfel der Tatraspitze, 2565 m, wurde vom Hunsalohjoch aus in 1 Stunde 40 Minuten erreicht. Galizische Geistliche, freundliche, ältere Herren, die mit uns die Meeraugspitze bestiegen hatten, beobachteten unsere Kletterei von diesem Gipfel aus. Als wir auf der Tatraspitze angelangt waren, riefen sie einmal über das andere: Bravo Pruß, klatschten in die Hände, als ob ich ihnen eine Theatervorstellung gegeben hätte. Die Aussicht soll sehr schön sein, damals war sie in Nebel gehüllt. Den Abstieg nahmen wir am Drachensee vorbei durch das Trümmertal. Es trägt seinen Namen mit Recht. Geröll und Felsblöcke, die von den es umgebenden, zerrissenen und zerackten Bergen und Graten herabgestürzt sind, bedecken seinen Boden in wüstem Durcheinander. Das einzige Leben in diese Oede bringt ein kleines Bächlein, das sich durch diese Trümmer seinen Weg gebahnt hat. In 3 1/2 Stunden vom Gipfel der Tatraspitze aus war der Poppersee wieder erreicht und wir warfen von seinem Ufer aus noch einen Blick auf das Trümmertal. Bei meinem nächsten Besuche, 7 Jahre später, wollten wir die Ueberwindung der Meeraugspitze, die erste jenes Jahres, versuchen. Wir brachen von der Maslathütte um 5,50 Uhr auf ins Froschseetal. Ueber eine Steilwand kletterten wir empor zu den Froschseen, 1920 m, die wir dieses Mal völlig vereist vorfanden. Man konnte ihr Vorhandensein nur ahnen. Ueber eine vereiste Felswand rechts, östlich, geht es weiter empor, mit schönem Rückblick auf den Talkessel und die Mengsdorfer Spitzen, dann führte eine steile Firnwand, über die wir Stufen hacken mußten, uns hinauf zum Hunsalohjoch, 2411 m, das wir um 8,5 Uhr betraten. Ueber Geröll und Firn, nur noch mäßig ansteigend und die Wand querend, wurde die Meeraugspitze um 8,25 Uhr erreicht, 2503 m, übrigens trotz der bedeutend vermehrten Schwierigkeiten nur in 10 Minuten mehr Zeit als 7 Jahre vorher. Gleich über dem Gipfel wurden Jawrat und Swinnica sichtbar, unser nächstes Ziel. Nach O. sehen wir die Gistaler und die Lomnitzer Spitze. Daran anschließend den Mittelgrat, nach W. den eindrucksvollen mächtigen Gipfel des Krivan, der von

hier seinen Namen „der Krumme“ rechtfertigt. Nach S. O., greifbar nahe die doppelgipflige Tatraspitze, hinter der die dachförmige Schlagendorfer Spitze auftaucht. Das alpinste, gewaltigste Bild aber bietet die in grauenvollen Wänden abstürzende, kühn geformte große Mengsdorfer oder Chalubinskispitze. Bei meiner ersten Besteigung war der ganze Absturz nach N. zum Meerauge eine einzige Geröllwand, dieses Mal war alles beinahe in Firn begraben. Nach 1 1/4 Stunden Rast, um die herrliche Aussicht auf all' die Berge um uns so recht zu genießen und sich einzuprägen, ging es an den Abstieg. Die ihn sonst erleichternden Ketten und Klammern waren fast alle tief im Firn eingebettet und dieser selbst größtenteils vereist. So wandten wir uns dem Firngrat zu und stiegen langsam und vorsichtig unter Stufen schlagen abwärts auf eine sich aus der Firndecke abhebende Felseninsel zu. Reizvoll war von hier der Blick hinab auf das noch tief unter uns liegende, mit Eis bedeckte Meerauge und den anscheinend in gleicher Höhe liegenden und nur durch einen schmalen Damm vom Meerauge getrennten Fischsee, auf dessen dunklen Fluten nur noch wenige Eisschollen schwammen. In Wirklichkeit liegt das Meerauge 1584 m hoch, der Fischsee 1393 m und der Abstieg von einem zum anderen dauert gut 20 Minuten. Um die Felseninsel herum gelangen wir zu einem langen Firnhange, den wir abfahren. Nach 2 1/4 Stunden haben wir den die beiden Seen trennenden Riegel erreicht und genießen einen hochalpinen Blick auf die Meeraugspitze und unsern Abstieg. Den völlig zugefrorenen See nehmen wir für einen Gletscher an. Nach kurzer Rast machen wir uns an den Abstieg zum Fischsee, immer mit schönem Blick auf den von leichten Wellen bewegten dunklen See und auf den in munteren Fällen zu diesem abstürzenden Abfluß des Meerauges. Am Ostufer des Fischsees entlang, durch Wald und Knieholz erreichen wir dann das freundliche, geräumige Bergwirthshaus des galizischen Tatraverins, das sich durch seine Sauberkeit und die ganz ausgezeichnete Verpflegung hervortut. An dem frühen Nachmittage wimmelte es hier von prachtvoll gekleideten und geschmückten Damen und Herren, Sommergästen aus Zakopane, die mit Wagen hier heraufgekommen waren. Ich schlenderte daher lieber draußen umher, die Umgebung zu betrachten, wie z. B. den hübschen Blick ins Bialkatal. Erst allmählich kutschierte dieser Schwarm ab und überließ zwei galizischen Turisten und mir das Haus. Während ich auf der Terrasse saß, immer mit dem Blick auf den Fischsee und die Meeraugspitze geheftet, ein wundervolles, hochalpines Bild eines Gebirgssees, kam ein Förster mit einem Offiziersburschen an. Dieser hatte von seinem Herrn den telegraphischen Auftrag erhalten, ihn hier mit Stiefeln und einer Uniform zu erwarten, er käme mit Kameraden von der Meeraugspitze. Nun wurde Ausguck gehalten, und bald entdeckten wir hoch oben auf dem Schnee eine Reihe schwarzer Punkte. Ganz langsam kamen sie vorwärts, bis sie an unseren Abfahrthang gelangt

waren. Hier fuhren sie ab und der, der zuerst gefahren war, hielt die andern alle unten auf. Nach längerer Zeit kamen verkrümelte 11 österreichische, zum Generalstabe beordnete junge Offiziere an. Wie sahen sie aber aus! Bergstock und Nagelschuhe besaß nur der vorsichtige Herr, der seinem Burschen telegraphiert hatte. Die anderen einfache Stiefel und Spazierstöcke, oder besser, hatten gehabt. Die Stöcke waren zerbrochen und die Stiefel zerrissen oder zerschnitten. Einen ganzen Hosenboden konnte keiner der Herren aufweisen. Sie können sich also das Triumphgeschrei des von seinem Burschen betrauten Offiziers vorstellen, als er nach kurzer Zeit, tadellos frisch angezogen, erschien. Da der leichtsinnige Streich aber gut abgelaufen war, wurde die Stimmung aller himmelhochjauchzend und ausgelassen und ich verlebte in ihrem Kreise einen reizenden Abend.

Am anderen Morgen früh ging es weiter. Gleich nach dem Schuhhause wird links abgebogen und ein Bergrücken erstiegen. Von oben, von der Swistowka aus, hat man noch einmal einen großartig eindrucksvollen Blick auf Fischsee- und Meeraugspitze und noch gewaltiger auf den See, überragt von den mächtigen 3 Mengsdorfer Spizen. Dann marschieren wir weiter an dem nach dem Roztokatal jäh abfallenden Hange entlang. Von Weg war auch hier keine Rede, alles steckte noch tief unter Schnee und Eis begraben. Nach zweistündigem Marsche haben wir die polnischen 5 Seen erreicht, 1672 m. Auch diese Seen waren vereist, und das öde Hochtal mit seiner melancholischen Umgebung macht einen ganz eigenartigen Eindruck. Bei rasch zunehmender Bewölkung ersteigen wir den Felsgrat Pusty mit hübschem Blick auf Jawrat, Swinnica und die zugefrorenen Seen, und dann an vereisten Hängen entlang, bergauf und bergab, zuletzt einen steilen Firnhang empor zur Felsenspitze des Jawrat (2201 m). Infolge der schlechten Verhältnisse haben wir 5 Stunden bis hierher gebraucht. Liegt doch im Sommer hier nirgends Schnee, sondern gebahnte Wege führen auf diesen mit Gras bewachsenen Berg. Die Aussicht ist sehr schön, wenn wir sie auch schon durch Wolken stark beeinträchtigt fanden. Nach Süden erblicken wir über der Kette des Hrubo rechts die Pyramide des Krivan, dessen Gipfel schon mit den Wolken kämpft, links den Solisko, nach O. und S. O. die gesamte Tatrakette von der Eistaler und Lomnitzer Spitze bis hin zur Meeraugspitze. Bald war alles in Wolken gehüllt und ein heftiges Gewitter brach los. So mußten wir auf die Swinnica verzichten und machten uns an den Abstieg. Ueber einen sehr steilen, vereisten Firnhang zwischen Swinnica und Rozwierzch haben wir Stufen hinab, bis diese häßliche Stelle überwunden ist und der Hang sanfter wird. Dann wird in einer langen, langen Abfahrt der Boden des Hochtals erreicht. Dicht vor uns lag, von nach N. niedriger werdenden Bergen umgeben, der ausgedehnte schwarze See, 1620 m, auch er fast völlig zugefroren. Wir umschritten, immer durch Schnee stampfend, sein östliches Ufer,

bis wir am N.-Ufer bei der kleinen Schuhhütte ankamen. Der Rückblick von hier ist wundervoll. Von 2 Seiten umschließen diesen Hochsee mächtige Felswände, deren schroffe Mauern jäh gen Himmel streben. Mir gefiel natürlich besonders der Blick auf den lang hingestreckten, zerrissenen Rücken des Jawrat. Rechts von ihm, neben der jähren Felsmauer, liegt die Rinne unseres Abstieges. Schnell eilen wir weiter. Auf grünen Matten liegen zerstreute Häuser und Viehställe, gepukte Landleute spazieren umher — es war Pfingstmontag — vor einem Hause sitzt eine kleine Gesellschaft beim Schnaps. Sie rufen meinen Führer an zu einem Gläschen. Ich werde natürlich auch eingeladen, und da ich für den Schnaps danke, verschwindet einer der Bauern und kommt nach wenigen Minuten mit einer Flasche guten Rotweines wieder, die mußte ich annehmen, um die freundlichen Leute nicht zu kränken. Mein Führer machte den Dolmetscher und so ging die Unterhaltung gut vor sich.

Auf endlosen, aber guten Wegen durch Wald und über Rasenflächen mit schönen Blicken auf die ausgedehnte, wohl angebaute galizische Ebene kamen wir zum Eisenwerk Zakopane (1000 m). Wir erwischten dort glücklich einen Wagen und fuhren für ein Trinkgeld nach Zakopane (837 m), einem großen, zerstreut liegenden Dorfe, wo wir im Hotel pod Giewontem einkehrten. Die Zimmer waren gut, die Verpflegung aber mehr wie mäßig. Als ich am Abend nach einer einfachen Bierkneipe, die mir empfohlen war, schlenderte, traf ich meinen Herrn Führer Arm in Arm mit dem reichsten polnischen Führer des Ortes. Der legte meine Hand auf sein Herz und küßte mich auf die Brust zu beiden Seiten. Das sei das Zeichen der größten Verehrung und Ehrerbietung, erklärte mir mein Führer.

Zum nächsten Morgen hatte ich mir einen Wagen bestellt. Um 6 Uhr fuhren wir ab. Auf wundervollen Waldwegen, teils mit hübschen Ausblicken auf die sich aber schon in Nebel hüllenden Berge der Tatra, gelangten wir um 9.40 Uhr nach Javorina, 1018 m. Wir traten gleich unsere Wanderung ins Javorinkatal an, das von der gewaltigen steilen Felswand des Muran überragt wird. In dem prächtigen Walde hier hegt der Fürst von Hohenlohe eine Anzahl von Auerochsen. Wir sahen die massigen Tiere dicht am Gatter stehen und uns mit ihren bössartigen Blicken betrachten. Ein junges Tier hatte sich einen Fuß gebrochen. Nun kam jeden Tag der Tierarzt aus Zakopane nach dem Befinden des kostbaren Patienten zu sehen. Sie können glauben, daß das teure Krankenbesuche waren! Der Herr wurde in Zakopane allgemein beneidet und jeder wünschte sich solch einen Ochsen zum Patienten. Um munteren Bache schreiten wir entlang, vorbei an dem schönen Felsentore Bramka. Meistens gehen wir längs des Wildgatters. Dieses wird dann auf einer Treppe überklettert. Und nun kamen wir zu einer Stätte ungeheuerlichster Verwüstung. Es war das erste Mal, daß ich die Wirkungen einer Lawine



sehen konnte. Unzählige, riesige Bäume lagen hier chaotisch durcheinander gestürzt, geknickt wie die Streichhölzer. Teils unter, teils über diesen Stämmen lagen die Schneemassen der mächtigen Lawine, die diese Verheerung angerichtet hatte. Mühsam wurde Stamm für Stamm überklettert, und wir waren froh, als wir diese Stelle hinter uns hatten. Auf den Wiesen gleich dahinter hielten wir eine kurze Rast von 10 Minuten bei einer Quelle. Es regnete leider schon lange hoffnungslos, deshalb setzten wir unsere Weiterwanderung so schnell fort. In dem stillen Hochtale aufwärts steigend, erreichten wir in einer Stunde den Kopapaß, 1756 m, von dem aus ich noch schnell dem Durlberg einen Besuch abstattete, 1816 m. Die ganze Senkung hinab ins Weißwassertal war mit Schnee ausgefüllt. Wir fuhren also ab und kamen dann über Schnee und durch Knieholz zum Weißen See, 1614 m. Das Wetter wurde immer schlechter, Hagel und Schnee, wir eilten also, was wir nur konnten, vorwärts. Bei dieser Jagd stürzte ich und verletzte mich am Knie, aber weiter, nur weiter war die Lösung, denn zu unangenehm durchnäßt wurden wir. Vorbei am Triangelsee, rechts abbiegend, erreichten wir um 2 Uhr den Grünen See, 1551 m, und waren froh, als wir die gastliche Schwelle des Friedrich-Schutzhauses überschreiten konnten. Stundenlang tobte ein unheimliches Hagelwetter mit erbsengroßen Hagelkörnern, dann setzte Regen ein. Mir verging die Zeit schnell genug in Gesellschaft eines jungen Dresdner Führers, eines Herrn Dr. Rumpelt. Wir plauderten über die Zermatter Berge, die er in dem Sommer besuchen wollte. Aber: *media in vita in morte sumus*. 12 Tage später lag dieser lebenswürdige, für die Berge begeisterte junge Mann in den Felsen der sächsischen Schweiz abgestürzt mit zerschmettertem Rückgrat sterbend da! Am anderen Morgen brach Dr. Rumpelt bei aufklärendem Wetter zum Tethjoch auf, ich mußte meines Fußes wegen auf Besteigungen verzichten und wandte mich ins Weißwassertal talabwärts. Schwer lasteten noch die Nebelwolken auf den Bergen, aber das Glanzstück der Aussicht hatten sie freigegeben und nur um so dräuender erschien so die furchtbare, senkrechte Wand des sagenumwobenen Rarfunkelturmes vor unseren Blicken. An wunderhübschen Wasserstürzen vorbei kam wir erst nach Matlarenau, 896m, und dann nach Satra Lomniß, 849 m, wo seit meiner letzten Anwesenheit das mächtige Grand Hotel entstanden war. Durch Wald ein wenig ansteigend, vorbei an der Linie der im Bau befindlichen neuen Bahn, erreichten wir dann Schmecs (1002 m). Von hier führt nun eine Drahtseilbahn hinauf zum Eingange des Koblachtals, dessen Wasserfällen ich auch dieses Mal meinen Besuch abstattete. Das Wetter war inzwischen wieder gut geworden und so verbrachte ich dann den Nachmittag auf der Terrasse des großen, feinen Restaurants an der Bahnstation. Bald schweifte mein Blick auf die großartige Lomnißer Spitze, bald über die endlosen Waldungen hinweg auf das freundliche, wohl

angebaute Tal mit seinen Dörfern und Städten. Abends in Schmecs blieb ich in der Schwemme, bei gutem Essen und gutem Bier tadellos aufgehoben. Schon lange hatte ich dem berühmten Schlosse Urva einen Besuch zugebacht. Den führte ich nun aus. Man fährt mit der Bahn bis Kralovan und dann auf einer Nebenlinie ins Urbatal. Bald kommt uns, auf einem jähem Felsstege trozig aufragend, diese älteste und großartigste Burg Ungarns zu Gesicht. Vom Bahnhofe Urbavaralja aus überschreitet man die Urva und immer näher kommt man dieser eigenartigen Burg. In 3 Abteilungen übereinander erhebt sie sich auf dem 111 m hohen Felsen. Der älteste Teil ist die obere Burg. Von wo immer man sie zu sehen bekommt, immer neu und reizvoll und anders geartet erscheint sie einem. Ich bin bis auf die höchste Spitze des Turmes gestiegen, um die berühmte Aussicht zu haben, leider war sie dunstig und teils im Nebel. Auch das Innere ist reizvoll, es birgt unter anderem eine alte Kapelle mit dem Grabe des Georg Thurzo, eines Besitzers dieser Burg, aus dem XVI. Jahrhundert. Schön ist auch der oberste Burghof. Da man keinen Menschen antrifft, macht dieser riesenhafte, winklige Bau einen ganz verzauberten, märchenhaften Eindruck. Abends fuhr ich nach dem großen Eisenbahnknotenpunkt Ruttka. Ich habe in der „Krone“ gut gegessen und gut gewohnt und abends eine ähnliche Szene wie die Ihnen von Schmecs berichtete erlebt. Eine Gesellschaft ungarischer Eisenbahner mit ihren Frauen ließ sich von den Zigeunern aufspielen und sang die teils wilden, teils schwermütigen Lieder mit. Auch Csardas tanzten 2 der Herren. Nur war hier der Sekt durch Bier ersetzt.

Die Wanderung am anderen Morgen durch das berühmte Waagtal wurde im buchstäblichen Sinne zu Wasser. Der Regen rieselte, der Nebel verhüllte und so habe ich von dieser Fahrt nicht viel gehabt. Auch der berühmte Engpaß der Waag mit den Ruinen der ihn einst deckenden Burgen Ovar und Strecno verlor so viel durch diese Ungunst des Wetters. Sonst muß es hier sehr schön sein. Dichtbewaldete Berghänge treten nahe heran an die munter schäumende, rauschende Waag und die vielen Krümmungen, die der Fluß und mit ihm die Landstraße macht, zeigen einem immer neue Bilder. Dann wurde der Zug bestiegen und ich fuhr vorbei an Gillein, bekannt durch die Zusammenkunft, die dort unser Kaiser auf seiner Reise nach Galizien mit den ungarischen Ministern hatte. Wie die erste endete auch die zweite Sattrareise in Breslau.

Eine der größten Sehenswürdigkeiten der alten Pfaffenstadt ist das wundervolle Rathaus, mit dessen Besichtigung wir unsere Reise beschließen wollen. Sein edler, gotischer Bau birgt eine Fülle von architektonischen Schönheiten. Ganz reizend sind z. B. die Figuren über dem Eingange zu dem bekannten Schweidnitzer Keller: der aus der Kneipe heimkehrende Bauer und die holde Gattin, die, den Schuh

in der Hand, ihm einen liebevollen Empfang bereiten wird. Ebenso viel Humor verraten die Affen unter den Sockeln dieser Figuren.

Hiermit schließe ich meine Ausführungen. Ich möchte daran den Wunsch knüpfen, daß ein gütiger Gott uns bald einen guten Frieden schenken möge, damit wir in die Lage kommen, unser Augenmerk mehr auf die Schönheiten unseres eigenen Vaterlandes und unseres erprobten Verbündeten zu richten.

In der Sitzung am 8. Oktober hielt Herr Schriftsteller Rudolf Schiebold seinen Vortrag mit Lichtbildern: „In Krieg und Frieden durchs heilige Land Tirol“.

Wer einmal das herrliche Gebiet des wilden Kaisers durchschwärmt, seine innersten Geheimnisse geschaut und sie ihm entlockte, den zieht es wohl immer zurück, zu jenen gewaltigen Burgen, zu seinen mächtigen Mauern und Zinnen; und wenn er dann oben steht, — was gibt es schöneres in der Welt, als das erhabene Gefühl da innen . . . das sind Augenblicke, in denen man mit keinem Kaiser tauscht, in seinem Uebermaß von Jubel und Glück. — Und so: den Rucksack vollgepackt mit Seil und Kletterschuh — Wahrheit — Lügen — und Märchen — Den Pickel in der Faust wollen wir nun von Ruffstein und seiner alten Feste Gerolssee aus unsere Kaiserfahrt beginnen.

Ruffsteins stolze Feste Gerolssee hat ein „bewegtes Leben“ hinter sich — 1504 von Kaiser Maximilian belagert und mit Hilfe der 2 größten Geschütze Deutschlands: den 42 cm „Wacker“ und „Purlepau“ erobert . . . hat sich jetzt in ein praehistorisches Museum umgewandelt . . . heute sitzen gefangene Russen dort und schwelgen in „Tiroler Speckknödeln“.

Durch die Kaiserbergstraße und goldgelb wogendes Aehrenmeer dann weiter zur Sparchenmühle, zum Eintritt ins Kaisertal. Der Weg der Hochtouristen trennt sich erst im gemütlichen Hinterbärenbad — oder für den höher strebenden „Jochfinken“, am Stripsenjoch, wo die Felsen sozusagen „vor der Haustür stehen“; fürs erste steigen wir vom Sparchen — „frumbe Gebetlein“ herfahrend — das steile erste Wegstück an der Geisterfahnenwand und den Riesenröhren der Wasserleitung vorbei zur Neapelbank . . . im Winter, wenn dies steinige Steilstück Glatteis hat, kann es sehr leicht kommen, daß man da eine unfreiwillige Schlittensfahrt auf einem „natürlichen Rodel“ macht . . .

Veitenhof! Ein Stücklein „hochalpinen Paradieses“ tut sich da auf, winken vertraute Gesellen: „das Totenkirchel“ und die „Halt“! Es ist durchaus noch nicht so lange her, daß die Berge — heute die ausgesprochenen Lieblinge aller Bergsteiger — noch für unzugänglich und unbesteigbar galten — dafür aber haben die guten Bauern all ihren ihnen lästigen Geisterpfund und den Teufel einfach in die zerklüfteten Wände gebannt . . . „Totenkirchel“ — „Teufelswurzgarten“ — „Kopffragen“ überall spukt es! und kein Wunder, je groß-

artiger die Natur, umso mehr wird der einfache Mensch geneigt sein, übernatürliche Dinge damit in Verbindung zu bringen. —

Man hat den Kaiser schon oft mit den Dolomiten verglichen — doch nein! er hat mit jenen nur die bizarre Wildheit seiner Wände gemein, aber nicht die sonnenblanken Felsen, die gleich Zyklopenklöben aus verbrannten Matten wachsen . . . der Kaiser ist überall, im Norden oder Süden, Landschaft voll stiller Poesie. Buchen-, Ahorn-, Tannenwälder umrauschen seine Felsen, aus ihnen ragt sein blaugrauer Fels in warmen Tönen heraus und verwebt sich mit dem Blau des „boraarischen Himmels“ an seinen Grenzen zu einem weichen, stimmungsvollen Bild. —

Lachender Frühling liegt über dem letzten — dem Hinterkaiserhof, und über schwellender Blütenpracht schmilzt der Hermelin des Kaisers zu tosendem, frechen Wassersprudel, gurgelt und brüllt in der „Tristklause“ und donnernd schwemmt er die gefällten Baumriesen zum Sparchen vor. Frühling, Winter, Sommer hat so der Kaiser sein eigen Gesicht, und ich weiß nicht, wann er mir lieber ist; ich habe meine sonnige Kindheit in ihm verlebt und schon im 12. Jahre bin ich als rechter Lausbub mit zerrissener Lederhos' — an die man am liebsten Blech hätte nähen mögen — meinem in Hinterbärenbad skizzierenden Vater durchgebrannt und mit fremden Touristen auf die Elmauer Halt gegangen. So war mir's doppelte Freude wieder vor Ihnen gerade vom „Kaiser“ erzählen zu dürfen, wie von einem Stückchen Heimat. —

Hinterbärenbad steht völlig im Zeichen des Totenkirchels und der „Kleinen Halt“ und gerade diese Wände: Westwand des Totenkirchels, Westgrat, Ost- und N.-Westwand der Kleinen Halt sind es, die mir den Winkel einzig in ganz Tirol gemacht. Der Westgrat der Kleinen Halt freilich fiel recht prosaisch . . . es war wohl eine meiner allerschwersten Fahrten — und die Veranlassung keineswegs Idealismus — „Kampf mit der Naturgewalt“ — nein! Tiroler Speckknödel!! —

Wir waren damals — 1907 — ein fideles Kleeblatt: Ein heller Sachse — ein Augsburg'scher Schwob' und zwei Münchner. Bereits die 6. Woche in Hinterbärenbad. Wir hatten selbst Schwammerl gesucht und uns bei der Köchin — mit der wir uns alle viere sehr gut standen — dazu einen Kübel Tiroler Speckknödel bestellt, — für jeden 10 — Unser verwöhnter Sachse streifte beim 4ten Knödel (Kleinen Kinderköpfchen), und so mußten wir andern drei, um die Ehre zu retten, je 12 auf uns nehmen. Nach vollbrachter Heldentat lagen wir wie kleine Zeppeline vor der Hütte im Gras und guckten zu den Scharlinger Böden, deren niederträchtiges Geröll es ja auch in sich hat. Man frozzelte sich gegenseitig und der Blitschwob meinte zu mir: „Na, mit di duzet Knödle kommst jetzt au nitmal zu die Scharlinga Böde ruf“. Das wurmte mich, in dem Ton, in dem es gesagt war,

und ich erwiderte etwas aus Goethes dramatischen Meisterwerken, holte meinen Rucksack mit dem eisernen Bestand und trollte mich. Der Schwab rief noch nach „rennet s' Kirchli nit oi“ — es war 1 Uhr — um 4 konnte ich zum Kaffee wieder zurück sein. Anfangs war mir's auch arg schwer, ich kam zum „untern Boden“, auch das „Mirakel Brunn'l“ tat kein Wunder — kam zur „Scherertafel“, verschmauste etwas; dabei sah ich mir aus alter Gewohnheit kritisch die Felsen an. Der noch jungfräuliche Westgrat der Kl. Halt war mir schon lang ein Dorn im Aug', „einmal mußt du ihn ja doch machen, forschen wir ein wenig aus“, gedacht — die Tat . . .

Der untere, mauerglatte Abbruch ist mit auffallend gelben Streifen durchsetzt. Viel zu schwer arbeitete ich mich bis dahin über Latschen, Schroffen, plattiges Gestein hoch, dann war sozusagen „die Welt mit Brettern vernagelt“. In einer Riesenschleife versuchte ich teils in heiklen Queren die Platte N.-östlich zu umgehn. Die Untersuchung wäre dort fürs erste beendet gewesen, aber einmal kommt bekanntlich der Geschmack beim Essen, dann auch das garnicht verlockende „Zurück“. Zudem war ich gespannt, wie der Ausblick bei einem nun lockenden Riß sein mochte, wie wohl der Riß selber geht — etwa 50 m scheint er lang. Der Riß zieht sich in der Krümmung eines großen lateinischen S, ohne den unteren Bogen, hoch, in den Riß konnte ich von unten nicht kommen, in äußerst schwerem Quergang sosen. „Plattenschwindel“ konnte ich ihn von der östlichen Seite her, durch Hineinseilen zuletzt, erreichen. 1/2 Uhr. Zum Kaffee nach Värenbad komme ich ohnehin nicht mehr zurecht, das zurück ist hier sicher nicht leichter, als mit „Vollampf voraus“. Zudem war ich jetzt in der Stimmung; also ernst gemacht und durch! Geht der Riß, so habe ich die Fahrt! Die ersten 35 m etwa ging es auch ganz wohlgenut. Allein auch die „Kleine Halt“ hat ihren Stolz und kam mit schwerstem Geschüh. Der Riß teilt sich in zwei Spalten, deren jede nur Hände und Füße aufnimmt, alles andere bleibt im luftigen Freien. Mit Gegendruck des Körpers, mehr ausgefetzt wie schwer, ist die Stelle zu überwinden. Der Blick geht haltlos hinab in großartige Platten zur linken . . . in Platten zur rechten; unten tief schon winken die sich wiegenden Wipfel tiefgrüner Tannen — aber auch bei mir ist Sonnenschein. Ein kleiner Geröllfleck bietet fröhliche Rast, über mir winkt der geneigte Grat, lacht der Himmel in meinen Heimatfarben weiß und blau . . . Felsstufen, wohl noch schwer, aber ein sicheres Vergnügen gegen das vorangegangene Balanzieren . . . dann mündet der Nordwestwandweg auf den Grat . . . wieder bekannter Fels und dann der Gipfel im Sturm! Mit wahrer Inbrunst schmetterte ich meinen sosen. „Jodler“: „bist a La-uuuus-bub“ hinaus. So froh war ich noch selten! Verdient freilich hatte ich die wunderschöne Fahrt wohl nicht, aber auch der Kaiser hatte gute Miene zum frechen Spiel gemacht und eine Stimmung lag auf den Felsenhauptern rings im Kreis voll goldigstem Sonnenschein und Frieden . . .

Von drüben winkt eine Wand, der mein ganzes Sehnen gehörte — lange schon aus allen Winkeln untersucht und „sturmareif“ für die nächsten Tage — die Westwand des Totenkirchels. Diese Wand gegenüber noch einmal Stück für Stück zu erforschen, wählte ich für den Abstieg die gewaltige Plattenflucht der Ostwand der Kl. Halt — zwei Fliegen damit auf einen Schlag, denn das ist der erste Abstieg in diesen Fessenschlund.

In einer Riesenplattenflucht bricht sie — 800 m Wand — zum Hohen Winkel nieder; eigenartig wie nirgends im Kaiser und anstrengend ist diese Fahrt. Ungefähr im unteren Drittel des Grades zwischen Kl. Halt und Scharte zur Gamshalt steigt man von oben in die Ostwand ein. — Nicht eben schwer; es sind anfangs nur sehr brüchige steile Schroffen; ich mußte nun trachten, das etwa 400 m lange Plattenband zu erreichen, das mit 50° an der schwersten Stelle fast 65° zur Totensesselschlucht niederzieht. Zu verfehlen war der „Weg“ nicht leicht, die „Kaviarstelle“ für mich allein nur: von oben her die Abbruchstelle des Bandes gut zu erreichen. Eine kleine nasse Höhle ist da und der Fels durch die Verwitterung spitz wie tausend kleine Nadeln. Seitwärts ganz leise auf den Zehen wird der Fels im Quergang überlistet. Streckt man nur ein wenig den Hals, so hat man „fein freien Blick“ bis zum Einstieg hinunter, — dann aber liegt die ganze Herrlichkeit offen da! Ein Gesims jenseits des Querganges gibt behaglichen Standplatz . . . und das war der Zweck dieses Abstieges. Von hier nämlich hatte ich vollständig wagerecht den Blick in die Totenkirchels Westwand, die hier restlos ihr Geheimnis entschleierte . . .

Von hier sah ich die Möglichkeit eines — wenn auch unglaublich ausgefetzten — doch möglichen Querganges von dem einen Schlußkamin in den gleichruhenden Kamin von der zweiten Terrasse. — Hier, an dieser Stelle hatte ich die Westwand gewonnen, denn alles andere war nur Sache der Klettertechnik . . .

Innerlich voll von unbeschreiblichem Jubel war es nun mit aller Ruhe aus! — Jetzt nur hinunter! Kein Gedanke war mehr bei der Kleinen Halt — den Blick nur mehr hinüber zu der Sphinx, deren letztes Rätsel gelöst — ging es die im Abstieg sicher unheimlichen Platten hinunter. Die Kletterschuhe freilich hatte ich für den Abstieg ausgezogen, um ganz mit dem Fels in Reibung zu verwaschen — dasselbe herrliche Gefühl, wie etwa für einen guten Reiter, sattellos auf dem dampfenden Tier, ein halber Chiron, zu sausen, — sonst aber war mir jedes Gefühl der Lage verloren . . . So stand ich plötzlich in der Totensesselschlucht, wußte nicht „wie“ . . . habe gejodelt und gepfiffen und gesungen und war halb närrisch.

Man muß die Westwand des Totenkirchels gesehen haben, wieviel der Allerbesten heimlich daran versucht, um diese Stimmung verstehen zu können.

Die Totensesselschlucht vollends ging's sprungweise hinunter. Ueber Hochwinkel, Neustadler Holzgraben, dann „trapp!“ und mit einem Gesicht Krebsrot fuhr ich 2 Stunden nach Verlassen des Haltgipfels wie eine Bombe in das Bärenbader Speckknödelkleeblatt . . . „ich hab's!!!“ — „was denn, die Scharlinga Böde? Respekt!“ — „Westwand und Westgrat, Riesentrottel“ — na, und dann wurde erzählt, geprügelt hätten sie mich fast . . .

. . . 12. September — drei Tage später — dann hatte ich nach 8stündiger Kletterei die Westwand des Totenkirchels allein im Abstieg bezwungen . . . hart hatte der Fels sich gewehrt, alles war der Einsatz, doch nur im Abstieg und durch Abseilen über fast  $\frac{1}{2}$  der Wand war es gelungen, der Aufstiegsversuch aber, den Tag vorher, in halber Höhe gescheitert; darüber kam der Winter und bedeckte mit seinem Hermelin alle Pläne. — — —

Der 13. Oktober 1908 brachte dann die Erfüllung! Und wieder waren wir ein Kleeblatt, aber ein ausgesucht hochalpines . . . . G. B. Piaž aus Perra, Klammer aus Ruffstein, Franzl Schroffenegger aus Thiers und „ide“, und frei nach Rideamus —

zu Bärenbad, als die Sonne verblich,  
saßen wir viere — die dreie und ich.  
Recken waren es — Alpenkammer!  
Mächtige, markige, männliche Männer,  
borstig und grob, von rauhem Schnitt  
— hatte keiner eine „Zahnbürste“ mit!!  
— Aber Mauerhaken und Abseilschlingen . . .  
. . . denn die wollten die „Westwand“ bezwingen. —

— Eine urgemütliche Nacht — der Morgen des 13. Oktobers! Titta Piaž in einem Kranz von Christbaumkerzeln, denn heute, am 13. Oktober vor 30 Jahren hatte er als „Schreiendes — Brüllendes Etwas“ den Einstieg in die Welt gefunden — — das Brüllen ist inzwischen bei ihm chronisch geworden. Seil und Kletterschuh — Mauerhaken und hammerbewehrt geht es um 8 Uhr zum Tempel hinaus.

Eine kleine Stunde zum Neustadler Holzschlag — Hohen Winkel, da stand vor uns abweisend, mauerglatt, die „Kirchl-Westwand“ da. Lange wird nicht gerastet auf den Geröllblöcken, nur zur Belehrung erklärte ich Piazen: „dort, wo die begrünnten Rasenpolster zu höchst unter die gelbe Wand reichen, ist rechts ein Kessel . . . in den wir müssen. Der Riß in der Westwand hier . . . links von ihm über Schroffen zu einer Grasleiste . . . Quergang darauf . . . und durch Rinnen in den Kessel. Ich erzählte auch von einem Ueberhang rechts — südlich — von dem Kessel, den ich unvorsichtiger Weise als wahrscheinlich unmöglich bezeichnete . . . damit war für den Dickkopf meines teuren Titta Piaž schon entschieden, daß dies die einzige Möglichkeit . . . — Bis in den Kessel kamen wir dann vorschriftsmäßig in

fürzester Zeit. Hier ziehen von der zweiten Terrasse 2 auffallende Ramine herab, die unten abbrechen, — in diese müssen wir durch ein ungeheures Umgehungsmanöver kommen.

Alle vier gehen wir ein etwa  $\frac{1}{2}$  m breites Band nach Süden in die Wand hinaus — an 30 m — am Schluß ein Felspalt und dann freie Luft . . . Klammer wird in den Felspalt gequetscht, er soll meine Füße halten, ich stehe auf der Kante des Spaltes und Piaž benützt im Steigbaum meine Schultern. Er klopft einen Sicherungshaken ein, tritt sekundenlang auf meinen Kopf — mit einmal bin ich frei — Piaž klebt an einem Felsköpfl ein paar Meter über uns. Masche um Masche des Seils geben wir in atemloser Erwartung aus — da, der laute Ruf: „Schietzold nachkommen“ — das hieß gewonnenes Spiel!“ Eine 2 Finger breite Verschneidung wird mit Untergriff gefaßt, halb Mensch — halb Luftschiff klebt man am Fels — 10 Meter — dann weiter in einer Nische ein kleiner Sitz zum Verschmausen. Die Füße hängen in der Luft — und schräg über mir — eine frohe Ueberraschung — baumeln zweierlei Kletterschuhsohlen: Titta Piazens. Mit einem Ruck erreichte ich dies Kulturzeichen, rasch kamen die beiden nach und vierstimmig schallen unbändige Jauchzer hinaus ins Raifertal.

50 m höher schon wußte ich ein Band, das zu meinen Abstiegskaminen aus der zweiten Terrasse führt. Noch eine sehr schwere Rinne — Piaž umging sie im Bogen südl. — führt zu einer geneigten Terrasse. Da wurde ein Steinmannl gebaut und dann an den Gipfelabsturz heran! . . . Glatt in furchtbaren Ueberhängen geht's da hoch, nur den Vögeln eine Welt der Möglichkeit . . . Hart an der Wand aber, leis nach abwärts zieht das schon erwähnte schmale Band zu dem südlichen der beiden von der zweiten Terrasse niederziehenden Ramine.

Dieser Ramin aber scheint oben durch Ueberhänge gesperrt und und hier eben setzt der scheußlich-schöne Quergang an, den ich in der Ostwand der Kl. Halt entdeckt habe, der die Verbindung mit dem nördlichen Parallelkamin herstellt und der Schlüssel der Ersteigung ist. Was dann noch folgte — äußerst schwere Raminklettereie wohl — konnte vereintem Sturme keinen Widerstand entgegensehen. Jauchzend tauchten wir aus dem schwarzen Schlund ins Licht der strahlenden Abendsonne . . .

Die zweite Terrasse erreicht, und eine der stolzesten zu lösenden Aufgaben der Ostalpen war gefallen!

Taschen, Seile warfen wir von uns und stürmten auf dem gewöhnlichen „Weg“ zum Gipfel . . . 6 Uhr abends . . . spät ist's geworden und freilich: „zum Träumen“ blieb uns da oben keine Zeit.

Wir wenden und stürmen in tollem Lauf' hinunter, da gabs kein Hindernis: über Wandln, Rinnen und Ramine segten wir, wie die Hexen in der Walpurgisnacht. Lachend, rutschend geht's so durch

Schmittrinne—Rosigen—Zottkamin zum Teufelswurzgarten und knapp eine Stunde nach Verlassen des Gipfels betraten wir die Schwelle des Stripsenjochhauses . . .

Uebervoll die Brust lehnte ich am Tavernarokreuz, schaute hinüber zu den Bergen im Bahrtschen . . . über ihnen strahlt noch ein leuchtender Streifen, der in tiefroten Wolken seinen letzten Widerhall fand. — Von Sonnenschein bestrahlt und sturmmumtoft aber steht unser Berg, solange eine Erde ist.

Solang ich lebe, steht sein Bild vor mir und wenn ich einmal nur noch in Bildern von weitem die Herrlichkeit schauen kann, blättere ich im Buche reichster Erinnerung. Nehm' wohl auch zärtlich den treuen Pickel zur Faust, mit leuchtendem Aug' und jungem Herzen aber gedenke ich Gerhards prächtiger Verse:

„Mich reut kein Tag, wo ich auf Berg und Hügel  
„Durch meines Gottes schöne Welt geschwärmt.  
„Im Sturm, durchbraust von seiner Allmacht Flügel,  
„Im Sonnenschein, von seiner Gunst durchwärmt.  
„Und war's kein Gottesdienst im Kirchenstuhle —  
„War's auch kein Alltagswerk im Joch der Pflicht!  
„Auch auf den Bergen hält die Gottheit Schule:  
„Es reut mich nicht —“

Der zweite Teil des Abends: Tirols Grenzen an Italien war eine Stegreifwanderung an Hand der Bilder . . nach Bozen und Meran. In das Hochgebiet des Ortler und zur Stilfserjochstraße — ins Hochetsch dann, den Zankapfel des Krieges. Bei der Vorführung gefangener Alpini in Trient kam ein Gedicht in Tiroler Mundart zu Gehör, verfaßt vom Vortragenden:

**Der Kachelmacher**

U so a Kachelmacher sei,  
Ei der hat's freili guat . . .  
Er saß im Dreibund, brauchts bloß sag'n,  
Bekam die schönsten Bissen dann,  
Ah, der hats freili guat!  
Es druck't auch sei G'wissen net  
— Er nâhm glei ganz Tirol!  
Vom Ortler bis nach Kärnt'n 'rein  
Is walsch ja eh a jeder Stein!  
— Auch Bozen wâr net blöb . . .

U kloana Treubruch so dabei,  
Der tät ihn nit schenier'n!  
Er moant: „alloa scho's große Maul  
Bringt Cham „Trient — Triest — Friaul“ . . .  
Und sonst noch manches ei . . .

Lump, brenn dich net, am Kapitot:  
Auch Prüg'l kannst noch hab'n!!  
Zu Deim „Trient — Triest — Friaul“  
Und deinem großen Vierbundmaul  
— Aus Deutschland und Tirol.

Arco — Saracatal dann und der Gartsee . . ein Friedensbild da: Mondnacht auf San Vigilio . . Und zuletzt die große Dolomitenstraße San Martino — Fassatal — Pordoi — Sellajoch . . , da haben sie jetzt die Gräben aufgeworfen, Stacheldraht gezogen und von drüben — von der Marmolata dröhnt Kanonendonner herüber. Kanonendonner vom Westgrat der Marmolata — wo es sonst von jauchzenden Jodlern widerhallte . . und hier wie überall in der einen großen Felsenburg Tirol stehen sie jetzt — wie 1809 unter Hofer und Haspinger. Standschützen sind das, vom halben Rind bis hinauf zum Siebziger, dem die „Büchse noch net wackelt“. Die Pfeife zwischen den Zähnen halten sie treue Alpenwacht, lugen hinüber zum Firnenhaupt der Marmolata und drüben

glühts in wilden Flammenzeichen  
So feuerrot . . . so blutigrot.  
In meiner Berge Märchenfrieden  
Klingts rauh von Krieg und Kriegeßnot.  
Wo sonst Schalmeien klangen — Herden läuten —  
Spei'n Feuerchlünde Blei und Tod . . .  
Und Glocken dröhnen statt des Vesperfriedens  
Ein ehern Lied von Sturm zum Gott;  
„Maria bitt' für uns, bist voll der Gnaden!  
„Gebenedeite — Heiligste unter den Frau'n;  
„Geheiligt dein Name, Vater unser  
„Solst gnädig nieder vom Himmel schau'n.  
Und mit dem Beten und Bitten heiß  
Dringt ein Schwur von allen himmelan,  
Die da knien: Männer — Knaben und Greis.  
Was Stuken und Sensen' schwingen kann;  
„Woll'n streiten für's heilige Tiroler Land,  
„An der Grenzmark stehn wie a Felsenwand  
„Und liaba Oesterreichisch sterb'n,  
Denn als a Wälscher verderb'n . . .

In der Sitzung am 12. November hielt unser Vorstandsmitglied **Treptow** seinen Lichtbildervortrag „Dolomitenzauber 2. Aus den Sextener Dolomiten“.

An seinen im Februar d. J. gehaltenen Vortrag (s. Seite 38.) anknüpfend, gedachte der Redner des noch immer wütenden Krieges und seines ihm zum Opfer gefallenem Reisegefährten **Sepp Innerkofler**, von dem er das letzte Mal so launig erzählt hatte. In Wehmut gedachte er

diesmal des Tapferen, in dem eine ideale Naturanschauung steckte, des tatenfrohen Bergbezwingers, der die Berge nicht nur des Geldgewinnes halber erstieg, dem es vielmehr Herzensbedürfnis war, Anderen die Wunder seiner Berge zu erschließen. Mit Sepp hatte Treptow wohl an 100 Gipfel erstiegen, unendlich viel schöne Bergstunden verlebt, manche Gefahr glücklich überstanden. Ein Freundschaftsverhältnis hatte sich herausgebildet — innig und treu — fest und stark. Den Dank für all das Schöne, das Treptow durch Sepp kennen gelernt und genossen hatte, stattete ihm der Redner mit warmen Worten nochmals ab und hielt ihm eine würdige Gedenkrede, die ebenso den Toten ehrte, wie sie das Verständnis Treptows für die Seele des Sohnes der Berge offenbarte. Wir hörten nun eine ausführliche Schilderung von Sepps Tode; wie er schon vor der italienischen Kriegserklärung als Standschütze eingerückt war und für den Erkundungsdienst ausgebildet wurde. Während seine Freunde und Kameraden in den Karpathen und in Galizien kämpften, war es ihm vergönnt, in seinen Bergen den Heldentod zu sterben. Wie oft war der Tod in den Bergen Gesprächsgegenstand gewesen! Sepp hatte sich keinen anderen gewünscht; nun hat er ihn gefunden. — Der Krieg war erklärt; jetzt hieß es, die Grenzen verteidigen. Keiner kannte sie besser als Sepp; keiner wußte den Feind besser zu beschleichen als er, dem kein Schlupfwinkel, kein Gemüspfad unbekannt war. Innerkofler bildete mit seinem Sohne und einigen anderen Führern eine fliegende Erkundungskolonie. Sepp war zu jedem Opfer für die große Sache bereit. Den Verlauf der letzten Bergfahrt Sepps im Dienste des Vaterlandes schilderte Treptow. Dreizinnenhütte, Kleine Zinne, Cadinspizen, Paternkofel waren der Schauplatz. In der Nacht vom 3. zum 4. Juli galt es, eine feindliche Streifwache von der Spitze des Paternkofels zu vertreiben. Mit Handgranaten bewaffnet, brachen Sepp und seine Kameraden auf, gegen 7 Uhr morgens waren sie bis auf 20 Schritt vor dem Feinde angelangt. Da, als Innerkofler eine Handgranate schleudern wollte, traf ihn das tödliche Blei. Es war unmittelbar an der Spitze des Paternkofel. Er fiel zurück, rollte bis zum Gipfelrand und stürzte dann etwa 50 m hinab — er war sofort tot — sein Leichnam blieb im Geröll liegen. So starb Sepp Innerkofler den Heldentod für sein Land Tirol. Die goldene Tapferkeitsmedaille wurde ihm noch nach seinem Tode verliehen. Das dankbare Vaterland wird sein Gedächtnis ehren für alle Zeiten. Der Redner fügte an seine Gedenkrede noch eine Schilderung der inneren Werte des Tüchtigen, an dessen Seite er den mächtigen Dolomitenzauber kennen lernte. Auch Sepp war ihm unterworfen, das offenbarte sich immer, wenn sie am Steinmann rasteten und den Gipfelrausch genossen. Dann verrieten Bemerkungen des schlichten Bergmenschen, daß Gefühle auf ihn einströmten, über deren Bedeutung er sich keine Erklärung geben konnte, die ihn aber, wie er selbst sagte, froh und glücklich machten.

Der Redner führte uns jetzt nach Gröden: es war im Jahre 1892, Sepp hatte zum ersten Male seine Sertener verlassen und sollte neue Berge kennen lernen. Wir kannten sie alle und doch sahen wir sie gerne wieder und hörten Treptow von seinen Fahrten plaudern, von den Geislerspizen bis zum Villnöser Turm, vom Langkofel bis zur Grohmannspitze.

Zum Fedajapaß ging es jetzt, um nach einer entsetzlichen Nacht auf der floßfreundlichen Berrahütte die Marmolata zu ersteigen. Ein Gnadengeschenk Gottes nannte der Vortragende das Rundbild, das sich ihm öffnete, und in der Erinnerung schwebend, übertrug der Redner den 23 Jahre zurückliegenden Dolomitenzauber auf die Hörer. Auch dem Vernel war ein Abstecker zugehacht, doch nur der kleine erhielt an diesem Tage seinen ersten turistischen Besuch. Der große Vernel wurde am nächsten Tage erstiegen, wiederum war der Dolomitenzauber am Werke, Treptow schwärmte von der blauen Adria, von dem seltenen Gegensatz von Meer und Hochalpen. Ueber den Monte di Padon nach Pieve di Livinallongo und hier endlich Rast nach 13¼ Kletterstunden. Den weiten Weg über Falzarego nach Cortina auf einem Wagen zurückzulegen, war des Redners Wunsch, und so mietete er ein Gefährt, dessen elende tote und lebende Bestandteile ihm zur Pein wurden, den Zuhörern jedoch desto größeres Vergnügen bereiteten, denn er schilderte die Fahrt so launig, daß wir nicht minder geschüttelt wurden wie er einst selber.

Hören wir ihn selbst: Der Weg, der uns für den nächsten Tag bevorstand, wollte mir garnicht munden — hocherfreut war ich daher, als mir der Wirt versprach, für den nächsten Morgen ein Wägelchen mit einem flotten Renner zu besorgen. Ich versprach mir großen Genuß von der Fahrt, und selbst die 14 Gulden, die der Wagen kosten sollte, sollten mir meine Freude nicht verderben. Aber was erblickte ich am nächsten Morgen? Vor dem Gasthaus, umgeben von einer neugierigen Horde Schuljugend stand ein eigentümliches Gefährt — ein zweirädriger Karren, vorn und hinten mit einer mächtigen Stange versehen. Die vordere sollte wohl als Deichsel dienen, aber die hintere — was hatte diese für einen Zweck? Es ist die Bremsstange, belehrte mich Sepp. Die Bremsstange — das ließ auf eine flotte Fahrt schließen — ich war gespannt auf den Renner. — Allmächtiger! Ich wollte meinen Augen nicht trauen — war das ein Pferd, was da angetrieben wurde? Jeden Augenblick glaubte ich, es umfallen zu sehen, aber der Fuhrmann beruhigte mich mit den Worten, das Pferd hätte vor einigen Jahren auch die Kronprinzessin von Deutschland hinauf nach Falzarego gefahren. Das flößte mir Vertrauen ein — ich mußte Platz nehmen — das Sitzbrett war nur lose eingehängt, ich forderte Sepp auf, neben mir Platz zu nehmen. Sepp schlug es aus und meinte, er ginge lieber zu Fuß. Dummer Kerl, dachte ich, schlecht gefahren ist immer noch besser, als schlecht gegangen. Hoi! Es ging

Los! Hupp, lag ich an der einen Seite — hupp, lag ich auf der andern. Das stückerte und bockte bald nach vorn, bald nach hinten. Mein Inneres wurde mit einer seltenen Gründlichkeit durcheinandergerüttelt, aber nur Geduld, tröstete ich mich — Dorfstraßen sind immer holperig — es muß ja besser werden. Jetzt bogen wir um die Ecke — ein Waldweg nahm uns auf. Ein Waldweg!!!! Wie doch die Spruchwörter täuschen. Da heißt es: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg — nun — der Wille war da, vom Weg aber keine Spur. Was vor mir lag, war eine Waldschurre, vermutlich um Bäume zu Tal zu befördern, angefüllt mit grobem Geröll; Steinblöcke und Felsstrümmen bildeten ein Wirrsal von Hindernissen — so zog dieser sogenannte Weg steil in die Höhe. Es war eine Höllenfahrt, nur daß sie nicht in die Tiefe, sondern in die Höhe ging. Bald flog der Karren nach links, bald nach rechts — jetzt saß er ganz fest —. Während der Fuhrmann dem Gaul gut zusprach, hob mein Sepp die Karre an der hinteren Stange aus dem Loch. Jetzt erkannte ich die Wohlthat der hinteren Deichsel.

Und das nannte mein guter Sepp bremsen. — Wie ich hinaufgekommen, ich weiß es nicht, meine Klagen, mein Schimpfen waren längst verstummt; mit dem Gleichmut der Verzweiflung ließ ich alles über mich ergehen. Nach 3 Stunden war endlich das Jochhöspiz erreicht. Ich war gerädert, mehr tot als lebendig. Es ist unglaublich, wieviel der Mensch auszuhalten vermag, wenn es sich um sein Vergnügen handelt. Wodurch ich diese Marter verschuldet, weiß ich nicht, aber das weiß ich, wenn diese Fahrt eine Sühne, eine Buße für mich war, bin ich an diesem Tage eine Menge Sünden losgeworden. Und diese Fahrt sollte auch unsere Kronprinzessin Friedrich gemacht haben! Das bezweifle ich. Ja, meinte der Fuhrmann, ich habe sie selbst gefahren, das heißt — kaum hatte ich die Dame auf dem Wagen, war sie auch schon wieder auf der anderen Seite herunter, dann hat sie die Fahrt aufgegeben. Ein zweites Mal hat sie einen Esel genommen. Mit dem hat sie aber auch Pech gehabt, der hat sie abgeworfen! So ein Esel — es war natürlich ein welscher. — Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß ich meine sämtlichen Knochen beisammen hatte, wollte der Fuhrmann weiterfahren. „Jetzt ginge es leicht, jetzt wäre gute Straße und bergab ginge es bis Cortina.“ „Nein lieber Mann, jetzt gehe ich zu Fuß, in den Karren bringen mich keine zehn Pferde“. Der Mann bestand auf sein Opfer. 14 Gulden wären Ausbedungen und er müsse mich in Cortina abliefern. Nach vielem Hin- und Herreden gelang es mir, den Mann mit 5 Gulden zufrieden zu stellen. 5 Gulden für die Fahrt — es war wie gefunden! Fröhlich jauchzend schritten wir bergab — nun erfreuten wir uns wieder an Berg und Tal.

Zu einem Dolomitenzauber gehört auch ein Scherz. Sepp hatte nicht mitgemacht; das hätte sich für ihn als Führer — sagte er — nicht geschickt.

Die Tosana zog uns nun in ihren Bann. Dann gab es einen Wettersturz — Regentage in Schluderbach. Sie wurden durch die Gesellschaft erträglich, darunter der Erstersteiger der Croda da Lago Baron Cötvös mit seinen für Hochturen begeisterten Töchtern. In die andauernde trübselige Nebelstimmung kam plötzlich eine Wendung: der Baron hatte eine Zigeunerkapelle aus Innichen kommen lassen. Elfen! Elfen! Fiedel und Zymbal erklangen — es gab eine tolle Nacht bei Tanz und Champus; für Sepp ein neuer Dolomitenzauber, der am nächsten Morgen einen Rater beschworen hatte. Als sich dieser verzogen hatte, hatten es die Wolken auch getan, und hinauf ging es wieder über Höhlenstein durch das wilde Tal der schwarzen Rienz. Alle Felsen erstrahlten in Neuschnee, großartiger denn je ragten die drei Zinnen zum Himmel. Kurz nach 2 Uhr war die Hütte erreicht; nun ging es an das Suchen eines noch unerstiegenen Gipfels, von dem Sepp erzählt hatte. Bald standen die Beiden vor einem massigen Doppelturm, dessen Wände in prallen Mauern abstürzen. Der Toblinger Knoten war es, er sollte nicht mit einem Schläge gelöst werden, wie einst der gordische, denn es ereignete sich etwas furchtbares, das Lösen eines einen halben Meter hohen Blockes, der dicht über Treptow aufgeschlagen und zersplittert war. Sein Kopf und seine Schulter waren gestreift worden, das Seil getroffen und bis auf einige Fasern durchschlagen. Das Wort des alten Michel Innerkofler hatte sich bewahrheitet: „Zum Bergsteigen gehört auch Glück!“ Der Gipfel wurde trotz des Zwischenfalls genommen.

In der Sitzung am 10. Dezember hielt Herr Johannes Rehling von der Sektion Bayerland seinen Lichtbildervortrag „Winterfahrten in Norwegen.“

Was der Vortragende als Knabe gelegentlich einer Turisten-dampferfahrt vom schönen Norwegen kennen gelernt, was er als Student in Oberbayern an Schilfreuden genossen, all dies sollte sich ihm vor etlichen Jahren auf zwei längeren Norwegen-Reisen in reichster Fülle darbieten. In deutschen Landen sprießte und grünte es bereits, als Rehling in voller Winterausrüstung nach Norwegen fuhr. Von Hamburg ging es zu Schiff nach Christiania und im Schlafwagen nach Drontheim. Das Ziel, das Fjeldsäter Turisthotel, etwa 2 Stunden oberhalb Drontheims, war auf schöner Kunststraße schnell erreicht. Weit schweift von hier das Auge über die weißen Fjelds, über die herrlichen Tannentwäldungen hinab zur Stadt, weit hin zu dem dunkelgrünen Fjord und jenseits zu den hohen in den blauen Himmel hineinragenden Bergen im ewigen Schnee. Und in nächster Umgebung ein Schigelände edelster Art. Der Redner schilderte die Bedeutung dieses Dorados für Schiläufer als Kampfplatz der Schimeister. Nicht nur aus Norden strömt alles herbei, sogar Sonderdampfer aus England bringen zahllose Gäste. Als die letzten gegangen

waren, kam für den Vortragenden der eigentliche Genuß, das Streifen auf Schiern durch das weite Fjeld, durch den schweigenden Wald, das Fliegen über die schneeigen Hügel im Pulk, einem mollenförmigen Schlitten, von einem Renttier gezogen, das Gausen auf flinkem Rjälke, einem schmalen Rodel, der mit einer über sechs Meter langen Stange gelenkt wird. Zurück ging es nach Christiania, zu den Sportplätzen von Holmenkollen. Auch hier zählten die Gäste nach vielen Zehntausenden. Wie von Fjeldsäter bekamen wir von Holmenkollen durch prächtige Bilder einen Begriff von dem Kampfspiel, in dem auch ein deutscher Meister als erster „Nicht-Scandinavier“ einen Preis errang. Nach den Festtagen auf Holmenkollen ging es wieder nordwärts in's Hochgebirge.

Den wildesten, unbewohntesten Teil des norwegischen Hochgebirges von Nord nach Südwest zu durchqueren, war der abenteuerliche Plan unseres Reisenden. Von Vinstra im Gudbrandstal sollte es nach Finse an der Bergenbahn gehen: das sind mehr als 300 km durch fast unbewohnte Gebiete, durch Schneewüsten und endlose Fjelds.

Und so begann die Fahrt, deren erste Rast von Vinstra aus der berühmte Sportplatz Fefor wurde. Hier sollte der Anschluß eines Wandergenossen erfolgen; er war zur Stelle, aber ein Magnet in Gestalt einer jungen Engländerin hielt ihn in Fefor fest, und so entschloß sich der Vortragende, die Fahrt mit einer Uenderung allein zu wagen. Im Pulverschnee ging es hinab, über einen See und an den Lomsäter Almhütten vorbei auf das Stölsjeld (1245 m) zu. Karte und Kompaß und ein gut Teil Glück brachten den Schiläufer gegen Abend nach Sikkilsdalsäter. Eine gute Aufnahme in einem gastlichen Hause war der Lohn für die Arbeit des Tages. Doch es mußte englisch gesprochen werden; nur dies sprachen sie außer dem Norwegischen. Englisch können sie alle, da ja so viele Engländer als Touristen einkehren, Deutsche nur selten. Der nächste Tag brachte die Besteigung der 1950 m hohen Sikkilsdalshöhe, von der aus sich ein Kranz herrlicher Berge mit Norwegens höchsten Gipfeln: Goldhöppingen, Glittertind und Memurutind darbieten. Das vielgepriesene Besheim, das Paradies der norwegischen Schiläufer, war das Ziel des Tages. Wohl fand der Vortragende hier eine Fülle von Anregungen, die herrlichsten Fahrten auszuführen, die er auch weidlich ausnutzte, einen Begleiter für die geplante Fahrt nach Finse fand er jedoch nicht. Rund 100 km waren zu laufen, ehe man wieder zu Menschen stoßen konnte. Die Gletscher zu meiden und sich mehr an die großen Gebirgsseen zu halten, wo ein Unfall weniger leicht zustoßen konnte, war die Uenderung, die der Reiseplan erfahren mußte; denn in dieser menschenleeren Gegend bedeutet ein verletzter Fuß, ja, schon ein gebrochener Schi unter Umständen den Tod. Trotz allen Abstrahens des Besitzers von Besheim machte sich der wagemutige Schiläufer allein auf. Die Fülle des Geschauten gab den Stoff zu einer fesselnden

Schilderung. An Enttäuschungen fehlte es nicht; wenn nach langen Strecken eine Ansiedlung sichtbar wurde, so war sie unbewohnt. Mit der Dunkelheit brach das Verhängnis herein. Pfeifend, heulend und brausend fiel der Schneesturm über den Wanderer her. 75 km waren zurückgelegt, dazu der Memurutind bestiegen; die Müdigkeit überkam ihn, doch der Troß rang sie nieder, und keuchend, weit vornüber gebeugt, erkämpfte er sich den Weg gegen den rasenden Sturm und durch die schwarze Finsternis. Immer wieder mußte die Bußsole die Richtung zeigen, und endlich steht der Gerettete vor der Türe von Framnäs. Auch hier keine Menschen. Durch das Fenster geht es in den bewohnbaren Raum, der sogar ein Bett birgt. Mehr als 85 km war die Leistung des Tages.

Am nächsten Morgen ging es weiter auf der großen Straße, die von Valdresdal ins Lärödal führt. In Nystuen traf Rehling nach mehr als 100 km langem Marsche durch das Gebirge wieder die ersten Menschen. Nicht weit von dieser Ansiedlung war ein großes Lappenlager mit mehr als 3000 Renttieren. Es wurde aufgesucht, und im Zelte der Lappen bei Renttierfleisch und Milch, umgeben von den häßlichen und schmutzigen Lappen, ließ es sich gut ruhen, da die Leute freundlich und zuvorkommend waren. Die Gastfreundschaft der Lappen klang am anderen Morgen in einer Pulkfahrt aus. Ein Renttier zog das schlanke Gefährt mit den beiden Insassen pfeilschnell nach Südwesten über den Eldresvand und hielt an einer großen Straße. Der Lappe zeigte lustig grinsend nach Süden und eilte wieder zurück; Rehling stellte fest, daß er sich etwa 80 km von der Bergenbahn befände. Wieder ging es nach dem Kompaß allein weiter in völlig menschenleerer Gegend. Der Strandefjord war das Ziel des Tages, um in einem der Säter, mit denen das Nordufer reich besetzt ist, zu übernachten. Rehling suchte sich den besten Säter aus und verbrachte in der nordischen Sennhütte einen stillen aber zufriedenen Abend.

Der nächste Tag war trübe; weißer dichter Nebel machte jeden Ausblick unmöglich. Ueber den See ging es, immer nach den Anweisungen des Kompasses in das Inglassdal. Höher und höher führte der Lauf, bis der Wanderer auf dem 2000 m hohen Kirkedörnut stand. Im dichtesten Nebel wurden Schispueren zum Ariadnesfaden und führten nach Finse an der Bergenbahn — die Durchquerung des norwegischen Hochgebirges war geglückt: In 6 Marschtagen hatte Rehling die fast 300 km lange Strecke von Fefor nach Finse bewältigt.

In dem hochgelegenen, vorzüglich eingerichteten Finsehotel ist immer eine internationale Gesellschaft versammelt. Zu den gewaltigen Geräts des vielbesuchten Hardanger Jökul sowie zu den gähnenden Spalten, die grundlos sich dort öffnen, tragen den Touristen die glatten Hölzer. Oder man fliegt im Pulk über den weiten Finsevand, oder es geht auf den Hallingskarven. Wie leicht bewegt sich hier oben der Mensch auf den flinken Schuhen, wie mühevoll quält sich die Lokomotive



im ewigen Schnee. Zahlreiche technische Hilfsmittel müssen angewendet werden, um den Verkehr aufrecht zu erhalten. In vielen Bildern zeigte uns der Redner die kilometerlangen Holztunnels und die endlosen Bretterwände, die an besonders gefährdeten Stellen den Bahnkörper vor Schneeverwehungen schützen sollen. Aber das Wirksamste ist doch der Drehschneepflug, der von mehreren Maschinen geschoben wird.

Abwechslung brachten die zahllosen Bilder aus den Städten, die der Vortragende geschaut hatte, zuletzt Bergen, wo er Maikähnen schneiden und nach Schmetterlingen haschen konnte, während er noch gestern im ewigen Schnee wanderte! So kamen wir wieder einmal mit dem Leben und Treiben im Norden in Berührung und nahmen mit dem Bilde des herrlichen Stavanger Fjords Abschied von dem Felsenland.

Die Fülle des Dargebotenen hätte es erlaubt, den Vortrag schon jetzt zu beenden; aber wer viel hat, soll sich heute üben, viel zu geben. So hörten wir noch von einer späteren Norwegenfahrt. Berufspflichten hatten den Vortragenden wieder nach Norwegen geführt. Ueber Christiania ging es hinauf nach Brumunddalen bei Hamar, wo die norwegischen Schmeißerfahrten ausgetragen werden. Bald darauf fand das Holmenkollen-Rennen in Christiania statt. Wieder war der Blick nach Norden gerichtet, diesmal jedoch in Gemeinschaft mit einem Berliner Gefährten; wieder ging es hinauf nach Hamar, am Mjösensee vorbei, nach Lillehammer, im herrlich schönen Gudbrandstal aufwärts und über Vinstra nach Otta. Im Schlitten sollte es noch 40 km weit ins Gebirge hinauf gehn, bis Tostemoen. Noch um 5 Uhr nachmittags wird die Fahrt angetreten und in dunkler Nacht Laurgaard erreicht. Das Umschlagen des Schlittens bietet lustige Unterhaltung, das Verfehlen des Weges wird wieder berichtet und über Dovre gelangen die Touristen nach Tostemoen.

Am anderen Morgen geht es weiter; noch 43 km und 500 m Höhenunterschied sind zu überwinden. Bis zur Brust versinkt das Pferd im Schnee, oft fährt der Schlitten in der Höhe der Telegraphendrähte; metertiefe Löcher stören den Weg, ebenso bis 5 m tiefe Schneeabbrüche. Am Nachmittag landen Rehling und sein Gefährte in dem stattlichen Hofe von Hjerfinn, freundlich begrüßt von dem Besitzer, der, über 70 Jahre alt, sich noch einer außerordentlichen Rüstigkeit erfreute. Wieder mußte die englische Sprache zur Unterhaltung dienen. Nur sehr selten, erzählt Hjerfinn, kämen Deutsche zu ihm; um so häufiger Engländer. Als die Touristen dem Wirt ihre Pläne eröffneten, als sie von der Hütte Reinheim und dem Snehättan sprachen, wurde der Wirt zum warnenden Wettergott, der auch jedesmal Recht behalten sollte. Der nächste Morgen brachte starken Schneefall, doch am Mittag klärte es auf, und als die Sonne durchbrach ging es fort, hinauf in die unbewohnte Wildnis. Es kostete reichliche Arbeit über steile

Hügel und tief eingerissene Bachtäler zu gelangen; Schritt für Schritt mußte Boden gewonnen werden, denn der Schneesturm hatte wieder eingeseht und zwang zur Umkehr. Gegen 8 Uhr trafen die Schiläufer wieder bei Hjerfinn ein; 25 km Weg waren zwecklos zurückgelegt.

Am nächsten Vormittag ging es noch einmal hinaus, obwohl der Alte wieder gewarnt hatte. Diesmal wurde Svona-Leger, eine Almhütte, erreicht, jedoch in der fünften Stunde mußte der Rückweg eingeschlagen werden, denn die Hütte Reinheim war in dem dichten Nebel nicht zu finden. Wiederum waren 19 km zurückgelegt und 1000 m nutzlos gewonnen gewesen. Svona-Leger war wieder erreicht, da kam das Unglück in neuer Gestalt: der Gefährte hatte sich den Fuß verknagt. Die Hütte erwies sich als guter Ruetraum, und nach einer Stunde kann der Rückweg angetreten werden. Nun ließen die Touristen den Wind einige Tage brausen. Bei herrlichem Sonnenschein öffnet sich dann und wann weite Blicke über das endlose Svona-tal mit dem Snehättan und der Skreda. Rentierfahrten mit dem Pulk verkürzen die Zeit des Wartens, und als der Windgott sich beruhigte, brachen die Schiläufer von neuem auf. Wieder gibt es einen Kampf mit den Naturgewalten, doch diesmal wird die Hütte Reinheim erreicht, die den Touristen einen angenehmen Aufenthalt bietet. Mit zahlreichen Decken und allem nötigen ausgestattet, ließ es sich drinnen herrlich wohnen, während bei  $-28^{\circ}$  draußen der Schneesturm tobte. Früh am Morgen auf zum Gipfel über den hartgewehnten Osthang. Eine solch weite und klare Fernsicht hatten die Touristen noch nicht genossen. Rotglühend stieg der Sonnenball auf und mit ihm die Gefährten; sie hatten den Gipfel erreicht als erste deutsche Schiläufer, so hatte es der alte Hjerfinn gesagt. Die arktische Kälte verbot eine Gipfelrast. Im Nebel ging es hinunter, durch das Grøndal nach Domaas, wo die beiden 11 Uhr nachts eintrafen. Sie hatten 45 km zurückgelegt. Nach Totunheim sollte es nun gehn. Bis Vaage waren die Schiläufer gelangt, als der Fernsprecher neue Schneestürme meldete, was den Verzicht auf Totunheim zur Folge hatte. In Otta wurde der Schnellzug erreicht, der den Vortragenden nach Christiania brachte.

## 8. Verzeichnis der Mitglieder

Um den Papierverbrauch auf das allernotwendigste einzuschränken, ist von dem Abdruck des Mitgliederverzeichnisses Abstand genommen worden.

---

Neu eingetreten sind i. J. 1915 folgende Mitglieder:

1. **H. Bahr**, Erster Staatsanwalt, W. Uchenbachstr. 7/8
  2. **U. Engel**, Ingenieur, SO. Michaelkirchstr. 25
  3. **E. Fehse**, Exped. Sekretär, Lankwitz, Hauptstr. 4
  4. Dr. **F. Kroneder**, Sanitätsrat, Steglitz, Uhornstr. 19
  5. **E. Lewy**, stud. chem., Wilmersdorf, Moxstr. 43
  6. **H. Lewy**, Fabrikdirektor, Wilmersdorf, Moxstr. 4
  7. **R. Loth**, Fabrikbesitzer, Lichterfelde, Boothstr. 17
  8. **U. Maschmeier**, Reichsbankbeamter, NW. Karlstr. 1
  9. **B. Neuhaus**, Direktor, Wilmersdorf, Günstelstr. 59
  10. **H. Schmidt-Kayser**, Konzertsänger, W. Spichernstr. 16
  11. **E. Steffen**, Kaufmann, NW. Bundesratsufer 7.
-